PVZ

Ornstein 1927

FRANZ WERFEL

Geheimnis eines Menschen

NOVELLEN

1927

PAUL ZSOLNAY VERLAG
BERLIN · WIEN · LEIPZIG

11. bis 25. Tausend

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1927 by Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Berlin, Wien, Leipzig
Einbandentwurf von Rudolf Geyer
Gedruckt und gebunden bei R. Kiesel zu Salzburg

Inhalt

Die Entfremdung 7
Geheimnis eines Menschen 111
Die Hoteltreppe 199
Das Trauerhaus 221

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/geheimniseinesme0000fran_p7l1

Die Entfremdung

Keine Schmerzen hatte sie mehr, als sie, weiß umhüllt, auf der Tragbahre lag, um in den Operationssaal gebracht zu werden. Sie empfand nur ein fremdes, ein stürmisches Mitleid mit ihrem armen Körper, aber so, als wäre es nicht ihr eigener, sondern der Leib einer andern Frau. Während man sie an irgend einem Spiegel vorbeitrug, erhaschte Gabriele einen Schein von ihrem Gesicht, von ihrem Kopf, den eine weiße Binde (wie eine Nonnenhaube) umschnürte. Das viele Weiß, fand sie, stände ihr gut. Trotz des furchtbaren Augenblicks überkam sie ein leidvolles Wohlgefallen an sich selbst:

‚Jetzt bin ich nicht schlecht angezogen. Vielleicht würde auch Judith nichts einzuwenden haben . . .‘

Der Assistenzarzt, der den Zug begleitete, glaubte, die Kranke wolle sprechen und könne es nicht. Da ergriff er ihre Hand und streichelte sie. Gabriele schmiegte sich in die Kraftströme, die von dieser gesunden und markigen Hand herfluteten.

Als sie noch Kinder waren, sie und ihr Bruder, hatte Erwins Hand so oft die ihre gehalten. Die un-

ruhige und gierige Knabenhand hatte Gabrieles Hand gedrückt, gepreßt, an ihr genascht, wie an einer Frucht...

Dieses Arztes harte Hand aber war so ruhig, so zuverlässig. Gabriele atmete tief. Die Hand tat ihr wohl.

Nun lag sie auf dem Schmerzenstisch.

Die Schwestern schlugen vorsichtig die Tücher zurück, mit denen sie bedeckt war:

Wie ein Paket, in dem etwas Zerbrochenes liegt. Sie sah nicht an sich herab, um von dem Furchtbaren nichts zu wissen. Und wirklich, sie wußte jetzt nichts von der Macht, die sie zerschmettert hatte, als wäre das Unglück nicht vor zwei Stunden geschehn, sondern in einer unausdenklichen Vorzeit.

Ihr genügte es, daß sie nur Kopf, nur Gesicht war! Und so klar, so mächtig hatte ihr Kopf noch niemals gelebt. Ganz neu, ganz fremdartig war ihr Gesicht. Gabriele fühlte es und freute sich der neuen Schönheit, die über sie gekommen war. Mit Bildhauerhänden hatten die letzten Stunden das Wesen ihres Wesens, das sie selbst nicht kannte und doch jetzt mit einer stolzen Ehrfurcht spürte, aus ihren Zügen modelliert.

Und dann: Warum hatte sie keine Schmerzen? Sie müßte doch unerträgliche Schmerzen haben! Oder gab es keine Schmerzen in der Welt, sondern nur Angst vor Schmerzen?

Der Professor sah ihr lange und aufmerksam in die Augen, und auch er, der fremde Mensch, der sie das erste-

mal jetzt sah, er nahm das „Neue" wahr, sie fühlte es, die Verwandlung, die an ihr geschehn. Dieses Neue aber schien ihr unendliche Sympathien zu bringen. Alle hier liebten sie. Der Professor beugte sich zärtlich über sie:

„Haben Sie Angehörige in Berlin, gnädige Frau?"

Gabrieles Augen glitten über die endlosen Schneefelder des Chirurgenkittels. Sie sah Winter. Sie stand in klirrender Landschaft draußen. Alle Berge sind von oben bis unten zugeschneit, mußte sie denken, und es ist doch erst Anfang November. Von einem schwarzen Himmel brannte die Sonne in einer Kugel von Milchglas. Überall kamen Herdenschellen und Schlittenglocken näher . . .

Der Professor wiederholte noch zärtlicher seine Frage. Gabriele lächelte ein ihr fremdes Lächeln. Sie dachte nicht daran, ihren Bruder Erwin in diese traurige Sache hereinzuziehn. Er hatte ja anderes vor, in wenigen Tagen fand sein Konzert statt, am Sonntag mußte er Leute bei sich empfangen, und die übrige Zeit war von dem Dienst an Judith völlig ausgefüllt. Sollte sie selbst sterben, würde er es später erfahren, oder vielleicht auch niemals, was ja das Beste wäre. Gabriele sah dem Professor in die Brillen und schwieg.

Der Chefarzt gab seinen Leuten Befehl:

„Lassen Sie im Büro das Telephon- und Adreßbuch nach entsprechenden Namen durchsehn, genau so wie

wir es gestern bei den Fällen Statezky und Barber gemacht haben. Die Patientin heißt Gabriele Rittner. Man soll die Polizei noch einmal anrufen. Ich möchte über diesen Fall womöglich genaue Aufklärung haben."

Gabriele hatte Kraft genug, sich von der Schneelandschaft loszureißen. Wie dumm, dumm sind die Menschen, dachte sie schadenfroh. Warum soll Erwin denn Erwin Rittner heißen? Sie selber hieß ja ungern genug Rittner, obgleich es gewiß schlimmere Männer gegeben hat als den verstorbenen Hofrat Rittner. Das Wort „Polizei" war ihr unangenehm. Plötzlich erschrak sie: Leider habe ich mein Hotel verraten.

Keine Menschenstimme sprach jetzt mehr. Nur Herden und Schlitten wurden immer näher an diesem Tisch vorübergetrieben. Gabriele wollte aber nicht nur ein stummes und hilfloses Opfer sein. Sie wollte wissen, alles wissen . . .

Leise versuchte sie ihren Kopf zu heben. Sie sah den Raum. Die Ärzte nahmen tiefernste und schweigsame Waschungen vor. Instrumente wurden auf Glasplatten gereiht. Furchtbare Messer, Zangen, Scheren, Sägen. Überall klirrte gefährliches Metall. Eine zweite Sonne zischte plötzlich nieder.

Da schrie Gabriele auf, das erstemal, nicht sehr laut, als müsse sie bis zum Tode Anstand bewahren. Der Professor stand bei ihr:

„Was ist denn, Kindchen? Nur keine Angst! Es geht ganz schnell vorbei. Sie spüren gar nichts."

Noch einmal, noch leiser, noch verzagter schrie Gabriele. Sie schrie nicht aus Angst oder Entsetzen, sie schrie, weil sich die Kreatur in ihrer wüsten Einsamkeit zu erkennen geben muß.

Der alte Mann scherzte:

„Gabriele, das ist ein sehr schöner Name. Also Mut, Gabriele!"

Er gab das Zeichen.

Alles war bereit!

Der Assistent trat mit der Maske heran:

„Atmen Sie sehr tief, bitte!"

Ja, sie wollte gerne tief, tief atmen. Nun spürte sie die gute Maske vor dem Mund und gab sich ganz der ernsten Atemarbeit hin. Deutlich zeigte sie ihren Fleiß und war bereit, den Herren durch ihre Dienstwilligkeit zu schmeicheln.

Die Stimme des Professors rollte wie ein milder göttlicher Donner vom Himmel:

„Ich bin neugierig, wie weit Sie kommen werden... Zählen Sie, Kind! Eins . . . Zwei . . ."

Nicht das Wort des Professors allein, alles war jetzt Donner. Sie lag in einem hochgewölbten Dom aus Donner:

„Zählen Sie! Eins . . . Zwei . . ."

Und Gabriele hörte jetzt ihre eigene helle Stimme,

die unbekannte, etwas flache Stimme eines aufsagenden Schulkindes:

„. . . Eins . . . Zwei . . .“

Eins, Zwei, Drei! Eins . . ., Zwei, Drei!

Der Zug wechselt seinen Gesang.

Was ist das! Gabriele war ja vor einem Augenblick noch im Gebirge. Einen glatteisbösen Weg hat sie sich emporgemüht. Ein Nachmittagsspaziergang wohl . . .

Der Zug schläft nicht mehr im Hinrollen. Energischer, ja zornig durchrüttelt er den werdenden Morgen.

Schnee!? Aber nein, Schnee, das war ja gestern! Dazwischen liegt die Nacht und vor allem das Einschlafen. Eine ganze Weltreise von Einschlafen. Im Zug schläft man eben nicht anders ein.

Immer häufiger werfen sich donnernde Weichen der Fahrt entgegen. Der tote Boden da unten ist tausendfach unterwühlt.

Natürlich! Der Zug nach Berlin! Aber jetzt läßt sich die Reise nicht mehr ungeschehn machen. Gabriele weiß, sie fährt nach Berlin, um das Unheil zu erleben, an dem sie jetzt in gleicher Stunde vielleicht wird sterben müssen.

Der Tag ist da und die wochenlange Vorfreude, die Erwartung dahin.

Das Graugesicht, das den Fensterplatz innehat, schiebt den Vorhang zur Seite: Nebelfrühe, Kiefern, Bahnwärterhäuschen! Außer ihr haben fünf Menschen noch in diesem verwahrlosten Kupee zweiter Klasse die Nacht, aufrecht sitzend, verbracht. Warum tragen denn diese Menschen alle das gleiche Gesicht? Nicht einmal Mann und Weib läßt sich unterscheiden. Gabriele versucht scharf nachzudenken, ob sie es während der Reise in der Zeitung gelesen habe, daß alle Menschen in der Fremde uns immer das gleiche Gesicht vorweisen.

Jetzt schwanken die Gestalten unter den Stößen der Fahrt hin und her und können nicht recht erwachen. Wozu auch erwachen? Schlafen läßt es sich überall, selbst in der Hölle dieses Geruchs.

Endlich erkennt Gabriele, woher dieses Süßliche und Faulige kommt, das sie schon stundenlang quält: Den Schlafgeruch fremder Menschen, ungereinigter Menschen in einem verwahrlosten Abteil muß sie klaglos erdulden. Sie darf den Atem keineswegs anhalten, denn das Atmen gerade ist ihre Pflicht.

Gabriele sucht die Eau de Cologne-Flasche in ihrem Täschchen. Aber der Flakon ist merkwürdigerweise verschwunden. Dafür ist die Tasche voll von Näh- und Stecknadeln, welche ihr die Hand zerstechen, die sie sofort zurückzieht. Diese Unordnung! Wie soll sie sich nun von dem scheußlichen Geruch befreien?

‚Ich rieche Menschenfleisch', heißt es im Märchen. Ein Lieblingsausdruck von Erwin übrigens.

Alles ließe sich ertragen, wenn Gabriele nur wüßte, was sie in Berlin will. Warum hat sie Erwins Antwort nicht abgewartet? Gott! Er ist schreibfaul wie alle Künstler. Oder steckt etwas anderes dahinter? Nun ist August schon wochenlang tot. Sie, Gabriele, steht allein in der Welt, sie ist frei und freizügig, denn ihre fünfjährige Erwine zählt nicht. Aber Erwin ist nicht frei und freizügig, er steht nicht allein in der Welt. Er lebt in einer völlig anderen Situation. Aber was soll sie tun? Kann man denn aus dem fahrenden D-Zug springen?

Aus dem fahrenden D-Zug kann niemand springen, aber man kann selbst während der Vorstellung den Zuschauerraum eines Kinotheaters verlassen. Gabriele ist eine Zeitlang überzeugt davon, daß sie in einem stickigen, ganz veratmeten Kino sitzt und einen belehrenden Film ertragen muß. Sie ist keine Zeittotschlägerin, sie liebt den Kinogenuß nicht, die schale Sinnlosigkeit des Weibertraumes. Gabriele redet sich willensstark

zu, daß sie nicht träume. Das tränende Glas des Waggonfensters, dagegen sie die Stirn preßt, läßt sie erkennen, daß sie wachend im Wagengang steht.

Wie lange fahren wir schon an schmutzigen Ruinen vorbei, an rohen Backsteinburgen, an Riesenhallen mit blinden Fenstern? Und dies ist der Mittelpunkt der Welt! An den räudigen Feuermauern der Bauten dehnen sich ungeheure Schriften, aber Gabriele ist zu müde, all die Namen und Anpreisungen zu lesen. In das endlose Spalier der Feuermauern sind Breschen gelegt. Plötzliche Straßenzüge offenbaren einen regnerischen November, in dem hundert bösgesinnte Fahrzeuge die Menschenmassen zerteilen wie Kielschaum. Brücken starren. Das Wasser der Kanäle aber scheint kein Wasser zu sein, sondern schwarzes Pech, in dem die Zillen und Kähne rettungslos feststecken.

Acht Jahre hat sie ihren Bruder nicht gesehn: Ist dies nicht Grund genug, nach Berlin zu fahren! Wann ist sie denn das letztemal mit ihm beisammen gewesen? Im Frontspital von Kolomea damals, als sie den Verwundeten besuchte und bei allen Ärzten und Generälen um seine Versetzung bettelte. Seither war es nur zu kurzer und flüchtiger Begegnung gekommen. Acht Jahre lagen zwischen ihnen und die staubige Luft ihrer Ehe mit August . . . Jetzt aber war August tot. Grund genug!

Ein Graugesicht nach dem andern erhebt sich im Kupee und holt seine Gepäckstücke aus dem Netz. Gehässige und rücksichtslose Linien liegen um säuerliche Munde. Nichts bleibt Gabrielen verborgen. Die Nachbarn aber würdigen sie keines Blickes, niemand hilft ihr. Sie ahnt, daß sie für die Nachbarn unsichtbar ist. Mit lahmen Armen langt sie nun selbst ihre Handtasche und ihren kleinen Hutkoffer herunter. Mehr hat sie nicht mit.

Während sie aber ihren braunen Raglan ergreift, fällt es sie an:

„Wird mich Erwin erwarten?"

Zugleich aber weiß sie die Antwort:

„Erwin hat mich nicht erwartet."

Wie mit Äther überschütten Frage und Antwort ihren Leib. Er verbrennt augenblicklich zu Eis.

„Wieviel Gepäck?"

Ein Träger, böse rollenden Auges, fuchtelt vor Gabrieles Gesicht:

„Eins . . . Zwei? . . ."

Sie zählt gehorsam:

„Drei . . . Vier . . . Fünf . . ."

Der erbitterte Mann läßt sie stehn.

Der Boden des Anhalter Bahnhofes aber scheint ein Trottoir roulant zu sein. Gabriele, an deren Händen die beiden Habseligkeiten gewichtlos herabhängen, muß ihre Füße nicht bewegen. Und auch all

die Graugesichter, deren jetzt viele Hundert sind, müssen es nicht. Die Stadt schluckt die Leute auf bequemste Art mittelst einer Saugvorrichtung ein. Die Graugesichter aber tun so, als müßten sie selber mit schneidiger Kraft weiterstreben, wo doch der ganze Wirbel automatisch besorgt wird. Sie tragen eine angriffsbereite und verdrossene Energie zur Schau, übertrieben sticht ihr Kinn vorwärts und nur ihr Nacken hat Farbe; er ist kindisch-rosarot.

Oh, wie scharf beobachtet Gabriele, trotzdem sie todmüde ist, trotzdem die große Furcht sie unsäglich niederdrückt. Daß Erwin sie nicht erwartet (er steht auch nicht dort, hinter der Sperre), das ist nun selbstverständlich. Man holt die Leute in Salzburg von der Bahn ab oder in Wien. Hier nicht!

Das einzige Wesen unter all diesen Menschen, das nicht mechanisch fortbewegt wird, sondern selbstbewußte Füße zu pochenden Tritten braucht, ist eine Dame, die dem Schlafwagen entstiegen ist. Die Dame trägt einen schweren, kostbaren Nerzmantel und hinter ihr keucht ein Turm von Gepäckstücken.

Gabriele wendet ihre Sinne nicht von der Pelz- und Parfümwolke, in der die Erscheinung des Weibes schreitet. Könnte es Judith sein?

Etwas fällt ihr schwer aufs Herz. Ihr eigener Mantel, der braune, nicht mehr neue Raglan. Sie schämt sich ihrer armseligen Garderobe.

Die Parfümwolke verwandelt sich in Asphalt- und Benzinqualm.

Der Chauffeur weckt Gabriele:

„Wohin, Fräuleinchen?"

Sie nennt die einzige Straße, die sie kennt, Erwins Adresse: „Hohenzollernstraße."

Da hört Gabriele neben sich einen befriedigten Ausruf:

„Lassen Sie Hohenzollernstraße notieren, Herr Kollege!"

Der Chauffeur hebt die Stimme, als müsse er mit einer Schwerhörigen verhandeln:

„Die Nummer, Fräulein!?"

Gabriele fürchtet, ein Geheimnis zu verraten. Aber was hilft's, sie hat ja den Befehl bekommen, zu zählen. Sie zählt:

„Eins . . . Neun . . . Sieben!"

Neuerdings der befriedigte Ruf neben ihr:

„Aufschreiben!"

Der Chauffeur aber, um ihr die Arbeit zu erleichtern, beginnt nun, während des Ankurbelns, Zahlen zu singen, als wär's ein Lied:

„Acht . . . Vier . . . Zehn . . . Sechs . . ."

Gabriele zieht die Bettdecke bis zum Kinn. Sie hat nicht geschlafen, sondern den Schlaf nur geheuchelt, um seine Verwandten loszuwerden, die sich erboten hatten, der von langer Pflege erschöpften Witwe Gesellschaft zu leisten. Ja, sie hat ein gutes Recht darauf, das Bett zu hüten. Denn vor einer halben Stunde wurde der Hofrat August Rittner abgeholt, um zur ewigen Ruhe gebracht zu werden.

Noch trägt Gabriele ihre eigene einsamkeitshungrige Stimme im Ohr, mit der sie die lauernden Spioninnen gebeten hat, man möge sie allein lassen. Und jetzt ist sie allein!

Sogleich springt sie aus dem Bett und dehnt ihre Glieder. Vor einer Minute noch hat sie gedacht, die Trennung von August würde ihr nicht leicht fallen, denn Verlust ist Verlust, wenn auch nur der Verlust einer Gewohnheit. Acht Jahre der Gewohnheit und vierzehn Tage strenger Pflege, (was die Pflege anbelangt, hat sie sich wahrhaftig nichts vorzuwerfen), dies ist doch schließlich eine Macht. Aber warum ist diese Macht jetzt so gründlich erloschen, daß nichts andres von ihr übrig blieb, als ein herausfordernder Übermut, den Gabriele kaum beherrschen kann?

In ihr pocht das gereinigte Gefühl vollen Anfangs. Das erste was sie tut ist, daß sie ein Gewand hervorholt, welches sie lange Jahre nicht mehr berührt hat. (Mag die Trauerkleidung weiter über dem Bettsessel

hängen bleiben!) Dieses Gewand aber, das Gabriele nun anlegt, ist ein buntes, phantastisches Morgenkleid.

In diesem Augenblick fühlt die verwitwete Frau Hofrat Rittner ein gutes Recht, den fließenden und nachlässigen Morgenrock anzulegen. Denn erstens ist ihr Mann tot, der mit dem ungewöhnlichen Charakter dieses Kleidungsstückes nicht einverstanden war, zweitens ist sie noch keine neunundzwanzig Jahre alt und drittens fühlt sie sich allein im Hause, denn sie hat selbst ihre kleine Erwine zu Freunden gegeben, damit die Seele des Kindes den Tod nicht kennen lerne.

Gabriele ist tatsächlich allein im Hause. Die Partei Hainzinger, welche den zweiten Stock bewohnt, beteiligt sich vollzählig am Begräbnis. August ist ein hochangesehener und allseitig beliebter Richter gewesen, wie es sich jetzt zeigt.

Haus! Gabriele ist allein mit diesem Haus, das sie nun durchflattert. Einst hat es ihren Eltern, den frühverstorbenen, gehört. In der Wohnung, wo sie die acht Jahre ihrer Ehe lebte, ist sie als Kind aufgewachsen. Sie hat sich niemals entfernt von ihrer Welt wie Erwin.

An Augusts Sterbezimmer flattert sie vorbei: Man hat es abgeschlossen. Ein scharfer Geruch von Räucherwerk und Desinfektionsmitteln dringt ihr entgegen. War dieses kleine und puritanische Zimmer nicht einmal Erwins Knabenstube?

Sie steht auf der Treppe. Sie sieht hinab. Altes Haus! Ein schmales Schienengeleise führt durch den Eingang, den Flur entlang in den Hof. Seit undenklichen Zeiten befindet sich im Hoftrakt eine Drogenhandlung, die Duftwolken von Kampfer, Gewürzen und Spirituosen herüberweht.

Zierliche Musik pocht und pocht. Die kleinen, hellen Hämmer des Goldschmieds sind's, denen Erwin und Gabriele so oft zugehört haben.

Alles wie eh und je!

Aber für Gabriele ist es nicht wie eh und je, denn seit undenklichen Zeiten, die langen Jahre ihrer Ehe hindurch, ist sie blicklos durch dieses Haus gegangen, eine Fremde...

Jetzt aber nimmt sie es (das längst verlorene Gut) wieder in Besitz. Jetzt flattert sie die Stiegen hinab und hinan. Ein Wind begleitet ihren Flug. Sie hat ihre Pantoffeln verloren. Es ist ein wundersames Gefühl, mit nackten Füßen kalten Stein und kaltes Holz zu berühren.

An der Familie Hainzinger Wohnung vorbei geht der Flug und hält vor der offenen Tür des Bodenraums. Bodenkammer, Sehnsucht und Schauder jeglicher Kindheit! Aber auch wenn ein Abschnitt des Lebens erledigt ist, will man Ordnung machen und in Schubladen stöbern. Immer wieder Kindheit! Und jetzt hat sie selbst schon ein fünfjähriges Kind.

Leichtfüßig dringt Gabriele in der Dunkelheit vor. Eine Luke erhellt dort das umgitterte Geviert. Ihr beschwingter Leib windet sich zwischen Koffern, Kisten, Kasten, Spiegeln, schwerlos hindurch.

Spiegel! Warum hat man sie nicht verhängt, da doch vor einer Stunde noch ein Toter im Hause lag? Dieser Einfall bedrückt sie ein wenig.

Sie steht nun vor einem Tisch. Und auf diesem Tisch sieht sie staubbedeckt und unversehrt das große Puppentheater, das ihre und Erwins größte Freude gewesen ist. Sie erkennt die Kulissen der einzelnen Stücke wieder, die wilden, knorrigen Baumformen des Waldes und die schwungvollen Draperien der Thronsäle, die sie beide mit der Laubsäge gearbeitet haben. Mit ängstlich gespitzten Fingern, die den Staub der Jahrzehnte fürchten, zieht sie Figuren hervor: Genoveva und Golo, Kaspar, Max und Rinaldo.

Aber unter diese Figuren ist plötzlich eine Photographie geraten. Großmamas Bild. Sie wagt es nicht, in die Augen des Bildes zu blicken, als könnte die photographierte Frau etwas erkennen, was Gabriele nicht verraten will. Auch glaubt sie nicht mehr in der Bodenkammer zu sein, sondern in einem engen, finstern Gartenhaus. Draußen ist das spielende Wasser zu hören. Und dann scheint es, als atme jemand neben ihr. Dies aber ist ungehörig. Mit geschlossenen Augen entspringt sie.

Gabriele findet in ihrem Zimmer die luſtigſte Nachmittagsſonne. Sie läßt die Vorhänge herab. Wie merkwürdig leer iſt die Straße! Aber gegenüber ſtehn Fenſter offen, und ſie möchte jetzt von niemandem beobachtet werden.

Vor dem Spiegel verſucht ſie ein langes und trillerndes Gelächter, nur um zu ſehn, ob in ihr noch nichts eingeroſtet ſei. Den Tanz aber, den ſie nun probiert, läßt ſie nach wenig Schritten bleiben. Hierin dünkt ſie ſich zurückgeblieben und ungeſchickt.

Auf einmal bemerkt ſie, daß ſie von großem Hunger gepeinigt wird. Es iſt kein rechter Hunger eigentlich, ſondern ein wilder, gereizter Appetit. Sie läuft zu ihrem Kaſten, in dem ſie manchmal eine Frucht oder eine Süßigkeit aufbewahrt. Welche Überraſchung! Sie findet eine ganze Menge feinſter Bonbonnieren und ein Körbchen mit verzuckerten Früchten vor. Wer hat ſie denn ſo reich beſchenkt? Auguſt war der Mann nicht dazu, und unter ſeinen Kollegen vom Gericht fände ſich ſchwerlich ein Kavalier, der ſolcher heimlichen Aufmerkſamkeit fähig wäre.

Gabriele ſtürzt ſich auf die Konfitüren. Zuerſt naſcht ſie von den Südfrüchten, dann beginnt ſie gierig die Schokoladebonbons zu genießen.

An die Wolluſt des Süßen verloren, bemerkt ſie die aufgehende Tür nicht.

Aber die Tür geht auf und in ihr steht August, der Hofrat, ihr Gatte.

Der Tote ist von seiner mühseligen Reise nicht allzu ramponiert. Nur der Flaum auf seiner Glatze ist ein wenig aufgesträubt, das Frackhemd rutscht aus der Weste, die Masche sitzt verschoben und wie von fremdem Griff geschlungen, die weißen Glacéhandschuhe werfen keine Falten auf den Händen.

Gabriele fühlt blutige Röte im Gesicht, weil sie von dem Toten beim Naschen ertappt worden ist. Sie drückt sich steif an den Kasten.

Der Hofrat macht keinen Versuch, die Schwelle zu überschreiten. Die offene Tür genügt ihm vollkommen. Er sagt mit leicht-pressierter Stimme, als hätte er Angst, eine Verhandlung zu versäumen:

„Ich habe natürlich wieder meine Tasche vergessen. Du weißt, die braune Aktentasche . . ."

Gabriele versucht anzudeuten, daß sie willens sei, die vergessene Tasche zu suchen.

Des Toten Atem bemüht sich, einen leichten Asthmaanfall von Ungeduld zu verhehlen. Nachlässige Bedeutung liegt in seinen Worten:

„Ich glaube nicht, daß die Tasche in meinem Zimmer zu finden sein wird."

Gabriele holt mit Anstrengung einen bedenklichen Umblick aus sich hervor, den sie in den Raum schickt,

um ihren Zweifel auszudrücken, ob das Bewußte bei ihr gefunden werden könne.

Der Tote schüttelte ironisch-verärgert den Kopf:

„Meine liebe Biela, wer soll im Bilde sein, wenn nicht du?"

Und er winkt gelangweilt ab:

„Lassen wir die Tasche! Es wird deine Sache sein, die Dokumente beizubringen. Ich aber habe den Weg nicht gescheut, dich zu warnen!"

Gabriele spürt die Kanten des Kastens in ihrem Fleisch. Der Tote, der keine Eile mehr zu haben scheint, spricht mit leidendem Ton:

„Vor allem habe ich dich vor Erwin zu warnen!"

Er unterbricht sich, da er müde ist und Kraft sammeln muß. Nach einer Weile:

„Dein ausgesprochener Familiensinn hat — vielleicht weißt du es selber nicht — unsere Ehe vergiftet. Nicht nur hast du auf raffinierte Art mich von meiner armen Mutter entfernt, du hast, liebe Biela, mich auf Schritt und Tritt belogen, betrogen . . ."

Gabriele versucht vergebens zu schreien. Der Tote aber läßt sich nicht beirren:

„Hättest du mich mit einem Liebhaber, mit irgend einem Laffen betrogen, ich schwöre dir's, Gabriele, ich wäre nicht wiedergekommen, ich hätte mich zufrieden gegeben. Wenn ich auch niemals darüber geredet habe, es ist keine Stunde vergangen, in der ich nicht wußte,

daß du um fünfundzwanzig Jahre jünger bist als ich ..."

Der Tote gönnt Gabriele eine kleine Zeit, sich zu sammeln. Ihr gelingt es auch, hervorzustoßen:

„Ich habe dich gepflegt, zehn Nächte nicht geschlafen ..."

Solch nichtige Abwehr beseitigt der Tote mit einer Handbewegung. Er ist noch immer trauriger als erzürnt:

„Meinen mageren Gehalt von acht Millionen Kronen habe ich dir allmonatlich auf Heller und Pfennig abgeliefert. Und von diesem, unserm kargen Brote hast du beträchtliche Summen gestohlen, um sie deinem Bruder, diesem gewissenlosen Zigeuner von Erwin, zu schicken. Hätte ich in den schweren Jahren mehr Fleisch zu essen bekommen, vielleicht wäre mir das vorzeitige Ableben erspart geblieben..."

Der Tote vergewissert sich, daß kein Widerspruch gewagt wird. Dann aber kann er den Zorn in seiner Stimme nur schwer beherrschen:

„Eigens dieser Eröffnung wegen komme ich, Gabriele. Ich könnte die Ewigkeit nicht aushalten, wenn ich wüßte, daß du dich freust, mich hereingelegt zu haben. Ich habe nie ein Wort geredet, aber nun weißt du wenigstens, daß ich alles weiß! Denn ich bin kein Engel. Ich bin ganz im Gegenteil — nach deiner Ansicht — ein trockener Mensch, ein Jurist, ein alter Patron,

zu keiner Freude mehr gut. Aber eines, Gott sei Dank, bin ich nicht, ich bin nicht Erwin, bin kein feiger Verräter . . ."

Da findet Gabriele eine mächtige Stimme in sich:

„Erwin ist ein großer Künstler!"

Der Tote höhnt, ohne daß sich etwas an seiner Erscheinung oder Kleidung bewegt:

„Ein großer Künstler!... In eurer Familie grassiert eben das Genie! . . . Dein Vater war ein großer Kartenspieler, dein Bruder ist ein großer Violinspieler, und du selbst bist eine große Taschenspielerin!"

Da hört Gabriele sich selber verzweifelt ausbrechen:

„Wenn du auch aus dem Jenseits kommst, August, du bist und bleibst . . ."

„Was?" dröhnt es ihr entgegen, und so furchtbar, daß sie aufwimmert.

Jetzt aber, das erstemal, beginnt sich der Tote zu rühren. Sein Hals schwillt vor Wut an, daß der Kragen platzt, die Hände pendeln unbeherrscht und das Frackhemd rutscht höher und höher. Er versucht mehrmals, die Füße werfend, auszuschreiten und sich ins Zimmer zu bewegen. Endlich gelingt es ihm, über die Schwelle zu treten. Er beginnt, sich Gabrielen zu nähern, die nirgendhin fliehen kann. Dabei keucht es aus ihm:

„Ist in dieser gottverlassenen Republik nicht einmal der Tod mehr Autorität?! Mich reut es, daß ich dich nie geschlagen habe . . ."

Immer näher schwankt der Tote mit schrecklich arbeitenden Gliedern. Immer schärfer keucht er:

„Ich werde dir die Autorität des Todes schon zeigen! . . . Weib! . . ."

Und jetzt:

„Knie nieder vor mir!"

Aufkreischend bricht Gabriele in die Knie. Der Tote besinnt sich, er läßt den Kopf sinken, er schweigt. Denkt er an sein Alter, an ihre Jugend, an verlorene Jahre? Leidet er unter dieser ersten Brutalität gegen sie?

Plötzlich schluchzt es tief in ihm auf, und auch er sinkt schwer und lautlos nieder.

Nun knien Gabriele und der Tote still einander gegenüber.

Der Schutzmann gibt mit dem erhobenen Arm noch immer nicht das Zeichen für die Durchfahrt der Automobile, deren Kolonnen immer dichter und ungeduldiger anwachsen.

Auch Gabriele ist ungeduldig bis zur Verzweiflung. Alles Warten und Aufgehaltenwerden ist ihr heute unerträglich. Wie freut sie sich aber, als der Professor neben ihr im Wagen Platz nimmt. Er lächelt:

„Wir schlafen also immer noch nicht? Wir haben große Widerstandskräfte?"

Gabriele fühlt angesichts des Arztes wieder die fast streberische Dienstwilligkeit in sich:

„Soll ich von vorne zählen?"

Der Professor beruhigt sie mit der Langmut eines gütigen Menschen:

„Wir haben ja Zeit. Wir können noch ein wenig warten. Der Puls ist gut. (Nicht wahr, Herr Kollege?) ... Und Sie, Frau Gabriele, wohin haben Sie jetzt vor, zu fahren?"

Gabriele nennt natürlich die Hohenzollernstraße. Der Professor warnt:

„Aber Kindchen, jetzt ist es ja noch viel zu früh, einen Besuch zu machen. Sie können ja die Leute nicht aus dem Bett holen. Bei Verwandten kämen Sie da besonders schön an! Gehen Sie ins Hotel. Schlafen Sie sich aus! Eine Nachtreise nimmt die Nerven her ..."

Gabriele lehnt sich zurück. Sie ist glücklich, daß ein Mensch für sie denkt und sorgt.

In feldgrauer Militäruniform steht der Portier des kleinen Hotels „Österreichischer Hof" in seinem Kämmerchen. Uralt, urstreng ist sein Gesicht.

„Eh ich die Dame aufs Zimmer führe, muß ich die Dame pflichtgemäß verhören."

Gabrieles Finger suchen zitternd nach dem Paß. Der strenge Portier erklärt:

„In unserm Hotel steigt durchwegs nur österreichisches Publikum ab. Die Dame versteht . . ."

Gabriele findet den Paß nicht. Die amtliche Stimme hält nicht inne:

„Die Dame wird Auskunft geben müssen, zu welchem Zweck sie nach Berlin gekommen ist."

Gabriele flüstert schuldbewußt:

„Mein Bruder . . ."

Das graue Antlitz schlägt zum erstenmal die Augen auf. Diese Augen wissen alles:

„Der Name des Herrn Bruders?"

„Erwin!"

„Wie alt, bitte?"

„Um ein Jahr jünger . . ."

„Verheiratet, natürlich?"

Gabriele hört mit Widerwillen, daß diese Einvernehmung ihre Stimme kleinlaut macht:

„Ja! Verheiratet! Seit drei Jahren! Mit der geborenen Judith Maimon!"

Der Portier nimmt seine Kappe ab, um den Kopf zum Überlegen frei zu bekommen:

„Eine bedenkliche Sache. Die Dame wird versprechen müssen, daß es zu keinem Anstand kommt."

Gabriele besinnt sich: So nahe hinter der Front muß man nicht nur Strapazen erdulden, sondern sich auch unangenehme Behandlung gefallen lassen. Wir sind ja noch mitten im Kriege. Der ferne Lärm scheint Artilleriefeuer zu sein. Wenn ich nur bis zu Erwin vordringe . . .

Der Mann in Feldgrau zündet vorsichtig und umständlich irgend eine Laterne an, deren Licht in der hellen Sonne unsichtbar bleibt, und geht voraus.

Die Hotelgänge und Korridore dehnen sich weit in völliger Finsternis. Die Schritte des vorausmarschierenden Portiers werden immer kürzer und sporenklirrender. Der Weg wechselt. Über kotige Dorfstraßen geht es, an zerschossenen Häusern vorbei, neben langen Wagenschlangen und Knäueln von staubstarrenden, grinsenden Soldaten.

Gabriele glaubt, sie müsse unter der Last ihrer beiden kleinen Gepäckstücke zusammenbrechen.

Wie lange noch?

Sie hört eine Stimme hinter sich:

„Lassen, Gnädige, die Sachen nur ruhig stehn. Ich trag sie schon nach."

Im frechen und gewitzigten Klang dieser Stimme verbirgt sich ein Feind, ein Dieb. Gabrieles Hände umpressen den Griff und schleppen das Gepäck mit letzter Kraft weiter. Sie schleppt ja, was sie niemandem anvertrauen würde, Liebesgaben für ihren Bruder.

„Erwin!"

Die Augen des Bruders starren groß. Sie spiegeln noch immer den stumpfen und zerrissenen Himmel des täglichen Trommelfeuers.

„Erwin!"

Gabriele sitzt auf einem rohgezimmerten Stuhl am Bette ihres Bruders. Ihre Hand greift den Stoff der Leutnantsbluse, die über der Lehne hängt. Hart von Blut ist sie. Der Saal der Verwundeten zieht sich unendlich bis zum hügligen Horizont. Hinter den fernsten Lagern sieht Gabriele die rote Sonne untergehn.

„Erwin!"

Der Verwundete schreit auf. Er reißt die Schwester mit mageren Armen an sich, er umklammert sie:

„Rette mich! Du bist hier, Gabriele! Rette mich! Nur nicht wieder zurück! Nicht wieder hinaus . . ."

Er zerpreßt ihr die Hand. Er drückt seinen zerrauften Kopf gegen ihre Brust, als wollte er eindringen in sie, sich in ihres Lebens Leben verstecken. Sie spürt, wie seine Zähne klappern, der Angstschweiß seiner Stirn dringt ihr durch das dünne Kleid und näßt kalt ihre Haut. Sie selbst senkt ihr weinendes Gesicht in sein feuchtes Haar. In einer würzigen Wiese hat sie ihr Gesicht verborgen. Diese Halme, diese Haare duften so gut. Sie duften genau so wie ihre eigenen Haare, sie duften so vertraut wie ihr Kissen, wenn sie es im Schlaf umarmt. Alles ist fremd, nur dieser

Geruch ist Verwandtschaft und Heimat. Jetzt ist Erwin ganz bei ihr. Jetzt besitzt sie ihn in stiller Glückseligkeit. Wie rührt es sie, daß der eitle Mann, der so oft mit Mut und Kraft geprahlt hat, wie ein Kind sich nun an ihr festhält, zitternd und ohne Lüge.

Sie streichelt ihn:

„Schlaf nur, Erwin, ich geh nicht fort. Ich laß mich nicht vertreiben von dir . . ."

Der Bruder lallt:

„Du wirst mich retten . . . Gabriele, ich bin ein Feigling . . . Ich fürchte mich vor dem Tod . . . Du läßt mich superarbitrieren . . ."

Gabriele möchte den Verwundeten in den Schlaf wiegen:

„Hab keine Angst, Erwin! . . . Ich bin doch eine Frau . . . Ich werde mit den Herren reden . . . Gewiß bekomme ich dich frei . . ."

Und er:

„Ja, und dann fahren wir heim . . . Und immer werden wir zusammenleben . . . Ich will schon zu einem Verdienst kommen . . . Schlimmstenfalls stelle ich eine Kaffeehauskapelle zusammen . . . Das ist ja keine Schande . . . Aber du sollst immer bei mir bleiben . . ."

„Schlaf, Erwin . . . Du wirst dich nicht verzetteln . . . Du wirst der größte Virtuose dieser Zeit sein . . . Schlaf . . ."

Er hebt den Kopf:

„Hörst du?"

Eine kleine Musik klagt und zirpt. Sie atmet aus einem Leierkasten, den ein Invalide vor sich herschiebt. Dieser weißhaarige Invalide trägt durch den blutigen und feldgrauen Spitalssaal die blaue Ausgeding-Montur lang vergangener Zeiten. Aus Erwins noch immer schreckstarren Augen flattert ein flügellahmes Gelächter:

„Das ist ja der Pan Radetzky ... Weißt du noch ... Aus Lans ... Der See ... wo wir mit Großmama waren ... Damals im Sommer ... Der Garten ..."

Der Invalide beachtet die Kinder, die Geschwister nicht. Er schiebt und kurbelt seinen Leierkasten vorwärts, zwischen den unendlichen Bettreihen weiter, zwischen den Matratzenzeilen, die den Fußboden bis zum Horizont bedecken, weiter, bis in den Sonnenuntergang hinein. Er orgelt „Gott erhalte" und „O du lieber Augustin" durcheinander.

Erwin bekommt auf einmal ein böses Gesicht:

„Wird dich dieser dein August mir lassen?"

Gabriele preßt die Knie krampfhaft gegeneinander:

„August ist tot ... Gerade vierzehn Tage ist es her ... Aber, wenn du willst, Erwin, hat August nie existiert ..."

Ein scharfer Ruf hallt durch den Raum:

„Alle Betten, habt acht! Viſite!"

Erwin zieht ſich zuſammen und flüſtert:

„Barbaroſſa."

Eine Gruppe von Männern geht von Bett zu Bett. Voran der gewaltige Rotbart. Er trägt ſcharlachpaſſepoilierte Generalshoſen und einen weißen Kittel, der mit drei Reihen von Orden und Auszeichnungen behängt iſt. Hinter ihm wandeln einige Geſtalten, die merkwürdige maulkorbartige Masken vor dem Geſicht tragen oder deren Kopf von grauen Kapuzen mit Augenlöchern verhüllt iſt. Sie gleichen mittelalterlichen Femerichtern. Zuletzt kommen zwei Soldaten mit nacktem Oberkörper, die etwas Längliches und Unſagbares auf den Schultern balancieren. Gabriele fürchtet ſich, das Ding zu erkennen. Vielleicht iſt es ein Sarg, in dem ein toter Soldat des Spitals gleich fortgeſchafft werden kann.

Barbaroſſa mit ſeinen Herren ſteht vor Erwins Bett.

Kommandoſtimme:

„Nun, wie geht's, Herr Leutnant?"

Gabriele beeilt ſich:

„Schlecht, Herr Generalſtabsarzt, ſchlecht! Er fiebert."

Barbaroſſa ſchüttelt ein Fieberthermometer aus dem Ärmel und berührt damit kurz die Stirn des Verwundeten. Dann hält er es gegen das Licht und lieſt:

„Nichts! Normal!"

Gabriele kann trotz aller Mühe die Angst um Erwin in ihrer Stimme nicht verbergen:

„Ich glaube . . . Häusliche Pflege . . . Ich könnte ihn ausheilen . . ."

Barbarossa runzelt die Stirn:

„Die Frau Gemahlin?"

Gabriele schweigt.

„Das Fräulein Braut?"

Gabriele kann nicht sprechen.

Barbarossa wartet keine Antwort ab.

„Durchschuß harmlosester Art! Solche Wunden pflegen binnen vierzehn Tagen anstandslos zu heilen. Der Herr Leutnant kann hier ruhig abwarten, bis er wieder kriegsdienstauglich ist."

Gabriele erhebt sich. Sie weiß, daß sie schrecklich errötet. Sie spinnt ein langes Lächeln aus sich hervor, mit dem sie die entzündeten Augen des Rotbarts umspielt. Dann zeigt sie die Zähne. Sie weiß, ihre Zähne sind sehr schön.

Barbarossa, der jetzt plötzlich einen Frack und weiße Binde trägt, schlägt die Hacken zusammen:

„Darf ich, gnädiges Fräulein, um den nächsten Walzer bitten?"

Gabriele legt ihm gehorsam die Hand auf die Hüfte. Wer ist das nur, sinnt sie. Sie erinnert sich des einzigen Balles, den sie, ein halbes Kind noch, vor dem Krieg

besucht hat. Staatsbeamtenkränzchen! Sie flüstert:

„Mein Bruder fiebert."

Barbarossa schnarrt:

„Ganz wie gnädiges Fräulein befehlen."

Die Musik spielt den Walzer aus „Lustige Witwe". Barbarossas riesige Hand ruht höflich und behutsam auf Gabrieles Rücken. Der widerlich nach Schweiß riechende Mensch tanzt altmodisch alle sechs Schritte des Walzers aus. Während des Tanzes berührt sein roter Schnurrbart oft ihre Wange. Sie hört seine Konversation:

„Ich bin, gnädiges Fräulein, nicht nur Barbarossa, General und Arzt . . . Ich spiele in der Gesellschaft als Vorstand wohltätiger Vereinigungen und als heiterer Unterhalter eine Rolle. Mein Wahlspruch ist und bleibt: Keine Situation gewissenlos ausnützen! Darum nähere ich mich den Damen der verschiedenen Herren immer nur mit den ernstesten und ehrbarsten Absichten. Ich bin eine unbeschränkte Macht, zwinge aber niemanden . . ."

Gabriele, die sich wider ihren Willen mit großer Lust dem Tanze hingibt:

„Morgen nehme ich Erwin mit mir nach Hause."

Barbarossa versichert galant:

„Aber selbstverständlich! Nur eine kleine Formalität muß noch erledigt werden."

Der Tanz beschleunigt sich.

Barbarossa zieht seine Tänzerin fester an sich:

„Ihr Bruder ist gerettet. Hätte ich ihn zurück in den Schützengraben geschickt, wäre er gewiß den Heldentod gestorben. So ein Heldentod ist nicht das Ärgste: Sie hätten Ihren Erwin wie einen Gott beweint. Er aber würde Sie ... heute ... in Berlin nicht enttäuscht haben."

Der Tanz steigert sich immer wilder. Gabriele will sich losreißen. Barbarossa höhnt:

„Moderne Tänze echauffieren weniger als solch ein alter Walzer."

Die Vermummten treten im Takt den Ort. Die beiden Soldaten, die das Längliche und Unsagbare tragen, umkreisen das Paar. „Mein Sarg," ruft es in Gabriele, „ich werde ja gerade jetzt operiert." Barbarossa drückt sie immer furchtbarer an sich, so daß sie den Atem verliert. Er ist wie ein brennendes Haus. Der Teufel! Gabriele weiß mit Bestimmtheit, daß der Teufel eine Art brennendes Haus ist. Oh, wie konnte sie nur je an der Existenz des Teufels zweifeln, den Satan für Kinderspuk halten! Aus Barbarossas rötlichen Fensterhöhlen schlagen Flammen. Rauch und Brandgeruch! Gabriele wird immer wilder um sich selbst gedreht. Jetzt muß sie an Schwindel sterben. Der Teufel aber hebt sie hoch und schleudert sie weithin durch die Luft.

Sie wird auf den Potsdamer Platz geschleudert.

Gabriele fürchtet den Tod. Sie will eilig den Verkehrsstrom überqueren. In diesem Augenblick gibt der Schutzmann das Zeichen. Von allen Seiten rattern die Autobusse, Lastkraftwagen, Luxusgefährte, Taxameter vorwärts. In einem langgestreckten blitzenden Prachtwagen sieht sie eine Dame im Pelz am Steuer sitzen. Gabriele erschrickt: Judith! Starr bleibt sie im Brennpunkt stehn und schließt die Augen, umscholten, umtobt, umtutet.

Ein Wunder rettet sie diesmal.

In einem Hausflur atmet sie auf. Tiefe Finsternis!

Sie weiß, daß sie schläft. Es ist aber dringend notwendig, daß sie zur Oberwelt emportauche. Sie hat Fragen zu stellen, die in ihr brennen.

Mit Macht rüstet sie ihren Willen, krampft ihr Muskelwerk zusammen und tritt Wasser, wie sie's als Kind beim Schwimmen gelernt hat.

Es gelingt.

Sie liegt im Operationssaal. Die grauborstige Kopfkugel des Professors schwebt dicht vor ihr. Klar unterscheidet sie alles, selbst das Milchglas der riesigen Fenster. Der Professor donnert in die furchtbare Stille:

„Tupfer! Schneller!"

Gabriele stößt die Frage hervor:

„Darf ich jetzt meinen Besuch machen?"

Der Professor mahnt, ohne den Kopf zu heben:

„Narkose!"

Aber zu Gabriele sagt er scherzhaft:

„Zurück mit Ihnen, Kind! Hinunter!"

Gabriele lacht in sich hinein, als wäre ihr ein guter Streich gelungen. Dann steigt sie schnell in den Fahrstuhl, der bereitsteht.

Gabriele wundert sich, daß sie emporfährt und nicht hinab.

Nun aber steht sie endlich vor der Tür, zu der sie von so weit hergepilgert ist. Bis fünf Uhr nachmittags hat sie den Besuch aufgeschoben, in unerklärlicher Vorangst und Schüchternheit, als wäre sie nicht gekommen, den geliebten Bruder wiederzusehn, sondern wie eine Bittstellerin . . . Erwin ist ja verheiratet!

‚Ich darf nicht mehr wissen, daß ich schlafe', erkennt sie jetzt und: ‚Alles muß wirklich sein!'

Gott erhört sie. Der Marmor der Wand, die Glasscheibe der Tür, die sie berührt, sie weichen nicht zurück, sie verwandeln sich nicht. Sie hört das Schrillen der Klingel, die sie niederdrückt. Nur daß dieses Schrillen nicht enden will, trotzdem sie bloß kurz den Taster berührt hat! Das Schrillen der Glocke kann nicht enden,

spürt sie, da ja das Läutewerk in ihrer eigenen Herzgrube montiert ist.

Die erste Erniedrigung bereitet ihr der Diener, der öffnet. Er blickt sie erstaunt und befremdet an.

‚Ist das Erwins Diener? Kann es möglich sein, daß der arme Musiklehrer Erwin einen herrschaftlichen und strengäugigen Diener unterhält? . . . Nein, nein, das ist gewiß ihr Diener!‘

Gabriele schläft nicht. Alles ist wirklich: Der Raum bleibt immer derselbe. Sie ist klar und scharfsinnig, so klar, daß sie deutlich den Eindruck fühlt, den sie auf den Bedienten macht: Schneiderin, Sprachlehrerin.

Sie schlägt den Kragen des braunen Raglans auf, damit man ihr Gesicht nicht sähe, dessen schöner Vornehmheit sie sich voll bewußt ist. Aus Trotz schlägt sie den Kragen auf. Sie will nicht für besser gelten als ihre Kleidung. Sie will mit niemand wetteifern. Den Kampf mit Feinden nimmt sie nicht auf.

Feinde stehen in Gruppen umher, wandeln auf und ab im purpurroten Vorsaal. Gelangweilt promenieren einige dieser Herren, die sich entweder durch Monokel oder durch apart getürmte Stirnen auszeichnen. Namen, deren Bedeutung Gabriele nicht oder nur zum Teil versteht, bohren sich ihr ins Gedächtnis! Jeßner, Furtwängler, Strawinsky! Von diesen Namen gehen Ströme des Hochmuts und der Überheblichkeit aus, welche sie überschauern.

Das Läutewerk in ihrer Herzgrube schrillt unermüdlich. Sie kann nichts dagegen tun als sich schämen. (Man müßte das Herz abmontieren.)

Irgendwer komplimentiert sie herablassend in ein Zimmer. Es ist eine große Rumpelkammer, weitab von dem Gesumme der Gesellschaft, das sie hören muß. Warum steht eine überlebensgroße Nähmaschine da wie eine Beleidigung? Es ist wahr: Die Kriegs- und Nachkriegsjahre waren schwer und ihre Hände sind leider hart geworden. Aber darf sie sich demütigen lassen von der reichen Frau, die sich dieses Prachtquartier gemietet hat und ihren Bruder dazu?

Oh, es ist besser, all dies verschwinden zu machen.

Gabriele stampft und tritt Wasser. Doch diesmal hilft es ihr nicht. Alles ist wirklich! Nicht schläft sie. Und schreckerfüllt weiß sie, daß sie nicht betäubt ist.

Erwin!

Gabriele durchdringt das Gesicht des Bruders. Wacher als jetzt war sie niemals. Sie steht in dieser neuen Wachheit wie im eiskalten Flammengezüngel eines geheimnisvollen Scheiterhaufens. Ja! Es ist Erwins Gesicht! Es ist das Gesicht des siebenjährigen Knaben! Es ist das Gesicht des Spielkameraden! Es ist das Gesicht des verwundeten Leutnants, den sie aus dem Krieg erlöste. Nichts ist verändert, nichts älter geworden in diesem Gesicht!

Aber sie selbst ist ja so ganz anders, so ganz eigen wach!

Ihre Wachheit weiß:

Menschen sind Wetterwinkel wie Berge.

Um Erwins Kopf sammelt sich eine fremde, kalte Luft. Unbekannte Winde wehen sie an. Es ist auf einmal eisig in dem Zimmer, eisig in Erwins Nähe, nach der sie sich so viele Jahre lang gesehnt hat. Seine Verlegenheit macht das Thermometer sinken. Und diese Verlegenheit ist weit schmerzhafter als eine Kränkung.

Erwin will Gabriele küssen.

Sie hält die Wange abwehrend hin, so daß der Kuß sie nur kalt und peinlich streift.

Erwin heuchelt Freude:

„Du bist also doch gekommen? Schön ist das!"

Also doch gekommen? Sie hat ja in ihrem Telegramm ihr Kommen nicht in Frage gestellt. In diesem Augenblick bricht das Schrillen der Klingel in Gabrieles Herzgrube jäh ab. Das Schrillen war der natürliche Lärm der Welt. Jetzt aber rauscht eine Stille in ihr, wie sie die Welt nicht kennt. Sie horcht in sie hinein. Diese Stille jedoch ist eine monotone Abfolge von fernen Chören; sie erinnert an die gähnenden Litaneien während des vierzigtägigen Gebetes in einer kleineren Kirche. Die Chöre singen:

‚Du bist mein Bruder . . .' ‚Im Sommer waren wir in Lans . . .' ‚Laubsäge und Brandmalerei . . .' ‚Zur Geige hab ich dich begleitet . . .' ‚Um dir Geld zu

schicken, hab ich am Ersten jedes Monats August bestohlen . . .' ‚Du bist geworden, der du bist . . .'

Sie sagt, um etwas zu sagen:

„Mein Telegramm."

Erwin blickt sich verzweifelt um:

„Dein Telegramm, natürlich! Ich hätte dich schrecklich gern an der Bahn erwartet. Aber übermorgen habe ich in dieser Saison mein erstes Konzert! Du verstehst ja, was das heißt. Übrigens ist es heute Sonntag. Wir sehen Sonntags immer Leute bei uns."

Diese Entschuldigung ist ebenso schmerzhaft, wie jene Verlegenheit. Gabriele will mit ihrem neuen Wachsinn das Falsche und Harte auflösen, das sie hört.

Erwin redet immer schneller:

„Du darfst nicht böse sein, Biela. Aber der Mensch verändert sich. Mit Sentimentalitäten kommt man hier nicht vom Fleck. Hammer oder Amboß sein! Besser aber Hammer! Man muß es lernen, sonst ist man gleich von Gestern. Berlin, Berlin, das ist so 'ne Sache!"

Die Stille singt:

‚Abtrünnig!' ‚Er hat dich verraten, die Eltern verraten, das Haus verraten, alles was du bist, alles was er ist.' ‚Und er kann ja nicht mehr seine Sprache sprechen.'

Gabriele hört jetzt ihre eigenen Worte in der litaneidurchklagten Stille:

„Ich werde abreisen, Erwin. Du brauchst dich aber

weiter nicht zu alterieren. Denn ich muß nur ein paarmal stampfen und bin schon verschwunden, bin schon ganz anderswo, wenn ich es will, zu Hause. Ich glaube aber nicht, daß du jemals wieder nach Hause kommen kannst, Erwin . . ."

Erwin lacht mit falschem Ton. Seine Sprechweise klingt noch krampfhafter und fremder:

„Abreisen! Was fällt dir ein? Freue mich riesig mit dir. Will dich gleich der Gesellschaft vorstellen. Und dann werden wir zusammen Abendbrot essen."

Warum sagt er „Abendbrot"? Das ist doch Lüge.

Aber schon steht Gabriele in einem hohen Raum, der sich leise dreht, unter vielen Menschen . . .

Sanft drehen sich die hohen Räume um Gabriele. Die erlesenen Gegenstände an den Wänden gleiten wie leises Ringelspiel. Erwin, der arme Konservatorist, bewohnt einen Prunkpalast. Sie aber kann sich dessen nicht freuen, denn sie allein fühlt, wie er leidet unter seiner Lüge und Abtrünnigkeit.

Warum kann sie sich jetzt nicht befreien? Warum stürzt ihr Leben nicht mehr von Bild zu Bild? Warum ist die Zeit so langsam geworden, langsamer als sie sein darf? Was ist geschehn? Gottes Uhrwerk geht

nach. Gott hält sie endlos in der Sekunde fest, deren Bitterkeiten keine ihr geschenkt bleibt. Sie muß der Feindin standhalten und darf nicht fliehn.

Die Feindin ist größer und schlanker als sie. Aber Gabriele bemerkt scharfäugig, daß die feine gelbliche Haut ihres Gesichts nur unvollkommen einen reizenden Totenkopf verbirgt.

Judith wiegt und wendet sich vor Gabriele wie vor einem Spiegel. Bei jeder Wendung trägt sie ein neues Gewand:

Schwarz und Silber jetzt, eine Brillantriviere um den hohen Hals . . .

Weiß und Gold im nächsten Augenblick, mit Schwanendunen geziert, einen wolkigen Fächer in der Hand . . .

Wie langsam ist die Zeit, wie unerschöpflich Judiths Garderobe!

Endlich wechselt der Feindin Bild nicht mehr. Sie bleibt in einer Farbe. Ein wunderbares Amethyst-Lila ist's, zum schwarzen Haar, zum dunklen Aug getönt. Trotz allem kann Gabriele den entzückten Blick von dieser Farben-Augenweide nicht losreißen.

Judith lächelt:

„Wollen Sie denn nicht ablegen?"

Gabriele krampft mit ihrer Hand fest den braunen Mantel überm Leib zusammen. Wie könnte sie ablegen! Sie trägt ja unterm Mantel nichts anderes als ihr Nachtgewand, das kleinstädtisch und altmodisch ist.

Judiths ironisches Gesicht verbirgt ihr nicht, daß sie alles weiß, wenn sie jetzt auch mit herzlichem Tone meint:

„Sollten wir uns nicht Du sagen? Wir sind ja Schwestern!"

Der Kuß aber, der getauscht wird, ist voll Gefahr.

Gabriele preßt die Lippen fest zusammen, damit kein Tropfen des Giftes in sie eindringe. Aber schon brennt es ihr auf dem Munde. Nennt man es „Schwägerinnengift" und bekommt man es in der Apotheke zu kaufen?

Die Schwester sieht den Bruder an, der unendlich geniert ihrem Blick ausweicht. Jetzt versteckt er sich, als geschähe es unbewußt, hinter Judiths Rücken. Ja! Zur Ehe superarbitriert! Kriegsdienstuntauglich! Aber könnte sie's, vielleicht würde ihn Gabriele jetzt in den Krieg stoßen.

Erwin beginnt mit aller Macht und recht gassenbübisch eine Melodie zu pfeifen. Gabriele läßt sich nicht täuschen. Dies kennt sie schon. Immer pfeift er, wenn er etwas angestellt hat. Und diesmal will er damit noch beweisen, daß er mutig genug ist, sich gehen zu lassen.

Judith befiehlt:

„Erwin . . .! Du hast den Schlüssel zu meinem Kasten . . . Bring mir . . . Worauf wartest du . . .? Du weißt doch, was du bringen sollst . . ."

Erwin entspringt. Es ist klar, die Herrscherin will zeigen, wie folgsam der Sklave apportiert. Sie seufzt:

„Es war nicht immer leicht, liebe Gabriele. Zwischen Erwin und mir gab es soviel Fremdheit zu überbrücken. Wir kommen ja beide aus verschiedenen Welten. Aber jetzt begreift er endlich das Wesentliche . . ."

Erwin überreicht Judith ein goldenes Revolverchen. Ist es ein ausgefallener Toilettegegenstand der Raffinierten, ist es eine Waffe, die der Mann ausliefert? Judith macht ein gelangweiltes Gesicht:

„Weißt du noch immer nicht, was ich brauche?"

Erwin eilt davon.

Gabrieles Schwägerin urteilt:

„Dein Bruder hat einen wunderschönen Ton. Aber er ist ein wenig träge und besitzt keine Energie. Das Übel aller Österreicher: Musikantenblut und kein Mark!"

Erwin kommt beladen zurück. Er trägt ganze Stöße von Seidenstrümpfen, Spitzen und Batistsachen. Judith nimmt ihm Stück für Stück ab und streut sie, da sie nichts brauchen kann, rings umher auf den Boden. Erwin bückt sich jedesmal. Endlich hat die Schöne, was sie will. Ein paar Briefe, uneröffnete Briefe, die sie an sich nimmt. Gabriele erkennt ihre eigene Schrift auf den Adressen. Ihre Briefe an Erwin, uneröffnet!

Warum geht Gottes Uhrwerk nach? Warum läuft

die Zeit so langsam, als würde Pan Radetzky die Kurbel seines Leierkastens immer träger drehen? Warum muß man so genau das Leben erleben? Und jetzt das Schwere, Schwerste so genau?

Erwin drückt seine Wange an die Geige, nicht anders als früher. Er horcht in das Gemüt des Instruments, errötend und mit geschlossenen Augen, wie er es immer getan. Hört er noch das Gescherze und Geflüster der Kindheit im Rauschen des göttlichen Holzes? Und ist es die tirolerische Steiner-Geige, die sie ihm zum zwanzigsten Geburtstag nach einem Jahre strenger Sparsamkeit geschenkt hat?

Nein, diese Geige — eine Stradivari, eine Amati gewiß — hat ihm mit einem Federstrich Judith zum Präsent gemacht. Aber wo ist der süße Ton der alten Geige hin?

Nicht Gabriele, sondern Judith sitzt am Klavier und schlägt mit strengen Fingern, denen nichts am Wohllaut liegt, die Tasten an.

Erwins rechter Arm ist auf einmal eine durchsichtige Stange aus Glas. Gabriele sieht, wie in dieser Stange eine schwarzblaue tintige Flüssigkeit vordringt und sie ausfüllt, bis der Arm wieder Arm ist. Das starke Judithsche Gift. Der Bogen zittert in der vergifteten Hand und das Spiel beginnt.

Nicht das Mendelssohnkonzert erklingt, nicht Tschaikowsky, Grieg, Schubert, keines der Stücke, der

Sonaten, die Erwin und Gabriele einst gemeinsam geübt haben, sondern eine gehässige und wütende Musik, eine Musik Judiths. Die Hexe hat einen träumerischen Verräter erkoren (ah, gekauft hat sie ihn), um durch sein Talent Rache zu üben. Rache an ihr, Gabriele, an ihrer geschwisterlichen Vergangenheit, an ihrer Seele, an ihren Eltern und Voreltern!

Erwins elektrisierte Finger flitzen. Die rachsüchtigen Passagen taumeln durch den Raum. Die spitzen Griffe am Steg kreischen wie Hilfeschreie.

Der krampfige Geiger dort weiß es gar nicht, daß der wahre Erwin in ihm um Hilfe ruft. Doch wie soll die gelähmte Gabriele ihm helfen.

Judith aber sitzt gar nicht am Klavier, sondern am Schaltbrett einer Maschine. Sie drückt Akkorde von Kontakten nieder, sie setzt Pedalhebel triumphierend in Bewegung. Erwin ist die Maschine. Eine Gliederpuppe,die von dem starken Strom hin und her gezückt und gerissen wird. Gabriele fühlt die Schläge des Stromes, der mit ihrem Bruder so unerbittlich umspringt, in ihrem eigenen Körper.

Dem Namen Christi allein und dem heimlichen Kreuz, das sie schlägt, hat sie es zu verdanken, daß sie von einem süßen und unsichtbaren Willen herausgeleitet wird mitten durch all diese spitzfindigen Menschen hindurch, die ebenso rachsüchtige und gehässige Mienen machen wie diese Musik.

Nun wähnt sie sich endlich, endlich einsam in einem weiten, farblosen Raum, der nicht Haus ist und nicht Natur. Aber sogleich muß sie erkennen, daß sie nicht einsam ist.

Mit dem Rücken ihr zugewendet, stehen Erwin und Judith da. Judith trägt wieder ein anderes Kleid, und ein Hermelinkragen leuchtet von ihren Schultern. Erwin neigt demütig sein Ohr der Herrin. Und Gott, der die Zeit so grausam verlangsamt, zwingt Gabriele, zu lauschen. Judiths Stimme tönt mit gleichgültiger Schärfe:

„Lieber Freund, sei vorsichtig! Ich rate dir, zeige dich nicht viel mit dieser Provinzlerin! Es ist eine ziemlich unbedeutende Person und sieht dir in ihrer hübschen blonden Fadheit erschreckend ähnlich. Und wie sie angezogen geht! Diese Schwester ist die denkbar schlechteste Folie für dich."

Und Erwin, ihr Bruder, ihr Kamerad, ihr Erwin, besinnt sich nicht, fährt nicht auf, errötet nicht, stammelt nicht, sondern sagt mit unfaßlicher Ruhe:

„Hab keine Angst, Judith, ich werde sie schon auf irgend eine Art loswerden!"

Gabriele geht langsam, stillatmend, vorwärts in den farblosen und leeren Raum.

Ihr ist, als ob sich der entsetzliche Schmerz von ihr abgelöst hätte und dieser Schmerz und sie selbst nun zweierlei seien. Sie trägt es ruhig vor sich

her, das unendliche Leid. Wird sie nun schlafen dürfen?

Ihr Auge ruht auf den starkduftenden Zyklamen, die sie in der Hand trägt.

Jetzt weiß Gabriele, daß sie schläft.

Nur im Schlaf gleitet man so leicht durch die Welt, fährt man so angenehm im Kahn. Ist das der Lanser See? Wer rudert denn? Pan Radetzky! Der Invalide zählt hundert Ortschaften her und berichtet, ob sie sich gegen ihn freiwillig oder knauserig benehmen, wo er mit Geld entlohnt wird, wo nur mit Lebensmitteln.

Gabriele hört der murmelnden Stimme fromm zu.

Aber bei der ersten Gelegenheit schon springt sie über den Kies der Gartenwege daher. Nur einen Augenblick lang verwundert sie sich über ihr Hüpfen, als wäre ein anderer erwachsener Gang ihr gemäßer. Sie versucht auch, ein paar ruhige und gleiche Schritte zu machen. Sofort aber verfällt sie wieder ins Hüpfen. An diesem Hüpfen und an dem Reifen, der vor ihr herrollt, erkennt sie, daß sie ein Kind sein muß.

Laut lacht sie auf. Etwas Wüstes und Wirres kommt ihr in den Sinn, das sie erlebt hat und nicht enträtseln kann. Nur das Knie tut ihr so furchtbar

weh. Während der wüsten und wirren Geschichte ist sie hingefallen und hat sich das Knie zerschlagen.

Jemand springt und hüpft an ihrer Seite. Jemand quetscht und preßt ihre Hand. Erwin hat trotz Großmamas Verbot seinen neuen Matrosenanzug an, was Gabriele bekümmert. Erwin will keine alten Sachen auftragen. Erwin ist ein „Uraffer". Einen Hochstapler nennt ihn Großmama. Eigentümlich ist es, daß Gabriele genau weiß, wie Erwin gekleidet ist, daß sie ihn selbst aber nicht sieht, noch von seinem Knaben-Aussehn eine rechte Vorstellung hat, ebensowenig wie von dem ihren.

Obgleich sie also kein Bild von ihm hat, nimmt sie dennoch all seine Gesten wahr. Jetzt zum Beispiel zeigt er mit der Hand hinüber, über das Wasser:

„Was ist das dort?"

Gabriele sieht die grau-weißen Gipfelzüge der Alpen und dicke Wolken. Sie sieht Waldkuppen und dort, dicht überm Ufer, verstrüppte und geheimnisvolle Anhöhen.

Erwin erklärt verbissen:

„Das ist die andere Seite!"

Und während dieses Wort furchtsam in Gabriele nachtönt, schließt er prahlerisch:

„Und dorthin brenn ich noch einmal durch."

In Gabriele wird's immer ängstlicher:

„Erwin! Es ist gefährlich. Räuber sind dort oder fremde Völkerstämme."

Erwin meint verächtlich:

„Höchstens Goldgräber."

In seinen Worten leuchtet es jetzt gierig auf:

„Aber ganz gewiß werde ich drüben Amethyste und Totenkopffalter finden."

Totenkopffalter! Auch dieses Wort erregt Gabriele mit einer vielfachen Bedeutung.

Der Gymnasiast fragt streng und eingebildet seine ungelehrtere Schwester:

„Was heißt Totenkopffalter auf lateinisch?"

„Asa Juditha", behauptet Gabriele eilfertig und ist überzeugt von der Richtigkeit ihrer Übersetzung.

Ein kleines spitzes Gebell.

Es ist Amor, das junge Hündchen, das zu diesem Garten gehört. Erwin liegt auf der Erde und spielt mit dem Tier.

Aber Amor ist nicht nur ein kleiner Hund, Amor ist zugleich auch Erwine, Gabrieles Kind.

(Ob die Pflegeleute das Kind auch warm genug halten!? Ich habe am vorigen Donnerstag vier wollene Unterleibchen gekauft. Bei der Mahlzeit muß man sich besondere Mühe geben. Die Kleine würde verhungern, wenn man sie nicht mit Unermüdlichkeit zum Essen zwänge: Einen Löffel für die Mama! Einen Löffel für den Onkel Erwin! Einen Löffel für den Pa . . .)

Amor kläfft, Erwine weint. Erwine kläfft, Amor weint. Erwin aber lacht.

Gabriele spürt seine böse Lust, seine krampfhafte Angespanntheit. Sie hört, wie es aus ihm knistert vor Vergnügen. ‚Hammer oder Amboß!' ‚Besser aber Hammer!' Erwin ärgert den Hund.

Amor aber ist bis zum Bersten gefüllt mit Charakter. Er knurrt erbittert, verfolgt die Bewegungen des Feindes und schnappt nach seiner Hand.

Aus Gabriele schreit es:

„Nicht quälen, du Tierquäler!"

Erwin wird immer boshafter. Gabriele erkennt den niederträchtigen Rausch, von dem der Bruder besessen ist. Welch ein Leid in ihr! Sie mahnt:

„Gestern, als dich die Kirnigbuben an den Marterpfahl gebunden haben, wolltest du superarbitriert werden . . ."

Er ist nicht zu bändigen:

„Gestern war gestern und heut ist heut!"

„Nicht quälen, Erwin!"

Erwin wendet vom Boden den Blick auf:

„Soll ich lieber d i c h quälen?"

„Ja, quäl lieber mich als das Kind!"

Erwin springt auf die Beine:

„Gut! Ich werde mich totstellen. Ich werde tot sein!"

Totsein, das ist das furchtbarste von allen Spielen, die Erwin erfindet, um die Schwester in Angst zu versetzen. Sie schluchzt:

„Nein! Um Gotteswillen nicht tot sein! Nicht . . . Nicht . . . tot sein!"

Erwin packt Amor und läuft mit ihm zum Wasser. Aber zur Untat kommt es nicht, denn Gott sendet, um Amor zu retten, ein Gewitter.

Es ist ein schreckliches Gewitter. Der Garten tanzt. Die Bäume hüpfen mit geschlossenen Füßen von Ort zu Ort. Der Himmel stürzt zackige Donnerfelsen von den Bergen. Und die Kinder werden wie Blätter gedreht.

Jetzt sitzen sie im Blockhäuschen des Gartens, im „Salettl". Es ist stockfinster. Nur wenn ein Blitz hereingrellt, erkennt Gabriele die Bildchen an der Wand, die sie selber ausgeschnitten und mit Reißnägeln befestigt hat. Mit großer Deutlichkeit erkennt sie all ihre Lieblings-Illustrationen aus dem „Kränzchen", dem „Guten Kameraden" und aus „Über Land und Meer". Sie erkennt auch das Puppentheater, das staubig und zusammengeworfen auf dem Tisch steht. Die Figuren an ihren langen Drähten lehnen und liegen durcheinander. Manchmal erzittern sie und zucken auf wie Fische, die man geschlagen hat und aus denen plötzlich noch ein Rest von Leben schnellt. Erwin sitzt dicht neben ihr auf der Bank. Sie flüstert, um Gott nicht aufmerksam zu machen:

„Willst du nicht die Petroleumlampe anzünden, Erwin?"

„Ich habe . . . vielleicht . . . keine Streichhölzer bei mir, Biela. Und du, hast du Angst vor dem Gewitter?"

Sie zittert ja vor Angst. Aber Erwin, der Mann:

„Ich habe gar keine Angst vor Gewittern. Angst wegen des bißchen Elektrizität?! Übrigens ist der liebe Gott auch nichts anderes als Elektrizität. Da, schau an!"

Und Erwin in seiner Furchtlosigkeit stößt die Tür auf und tritt in das Wetter. Ein wütender Blitz und prasselnder Einschlag! Erwin kommt lachend in die Finsternis zurück:

„Das ist gar nichts für einen Menschen, der vierzehn Tage lang ununterbrochen im Trommelfeuer gestanden hat."

Gabriele packt des Bruders Hand. Sie fürchtet, daß die Strafe für seine Lästerung ihn niederschmettern werde. Zugleich aber bewundert sie ihn. Ja, das ist Erwin, für den es sich lohnt zu leben. Er aber streichelt sie, er nascht an ihrer Hand mit gierigen Fingern:

„Warum fürchtest du dich, Biela, wenn ich neben dir bin? Fühl doch einmal meine Muskeln an! Ich bin sogar stärker als der Halbhuber aus der Quarta . . ."

Immer näher kommt er.

„Uns kann nichts auseinanderbringen, Biela! Wir beide werden die letzten Menschen auf der Welt sein."

Gabriele wimmert. Aber es ist ihr wohlig zumute. Erwins Stimme ist auf einmal leise und tief:

„Ich werde nie heiraten und du wirst auch niemals heiraten, Biela!"

Die ganze Welt ist erfüllt von einem Wolkenbruch. Die Sintflut ist es. Und das Salettl fährt auf dem Wasser dahin wie die Arche. Einige Schwalben, die sich vor dem Regen in die Arche geflüchtet haben, zwitschern und flattern zu Häupten der Geschwister. Erwin küßt Gabriele.

Jetzt weiß sie wieder, daß dies Schlaf ist. Und sie wendet ihr Gesicht nicht ab wie vorhin, so daß der Kuß sie voll berührt.

Durch die unendliche Stimme des Regens aber, die wie der Trab von Millionen Zwergpferden auf einem Holzpflaster klappert, durch diese unendliche Stimme tönt eine andere, eine ferne und überirdische Frauenstimme:

„Erwin, Gabriele!"

Großmama, die auf der Terrasse des unsichtbaren Hauses steht und die Kinder ruft.

Gabriele reißt sich los, um zu gehorchen.

Erwin aber packt sie schmerzhaft an und zieht sie in die Finsternis zurück:

„Bleib, Biela, ich werde dir etwas zeigen!"

Gabriele sucht fiebernd die Tür:

„Laß mich, Erwin, laß mich!"

Aber wie hastig sie auch mit zuckenden Händen an den Wänden tastet, sie findet die Schnalle nicht. Die Tür ist versunken, verschwunden.

„Gabriele, Erwin!"

In der weithintönenden, heimrufenden Stimme schallt jetzt ein angstvolles Mahnen und eine gewaltige Drohung.

Gabriele fährt aus dem Schlaf.

Das Hotelzimmer! Ach ja! Österreichischer Hof! Wer ist denn hier?

Erwin sieht seine Schwester mit einem bedrückten und unsicheren Ausdruck an:

„Störe ich dich, Gabriele? Ich komme nur, mich ein wenig nach dir umsehn."

Er legt seinen Mantel nicht ab. Gabriele rührt sich nicht. Es wird immer dunkler in der schlechten Kammer und Erwin wird immer bedrückter:

„Du kannst soviel Theater- und Konzertbilletts haben, als du nur willst."

Gabriele rührt sich nicht:

„Ich würde dir raten, viel ins Theater zu gehn, Musik, moderne Musik zu hören . . ."

Gabriele hat die furchtbaren Worte im Ohr: ‚Ich werde sie schon auf irgend eine Art loswerden.' Sie rührt sich nicht.

„Theater und Konzerte! Die gibt es auf der ganzen

Welt nicht großartiger. Du hast ja keine Ahnung, was bei uns in Berlin alles los ist."

Bei uns! Gabriele rührt sich nicht. Aber sie weiß — wie immer — alles, was in Erwin vorgeht. Sie weiß, daß er sich jetzt ins Gegensätzliche steigert, sie weiß, daß er jetzt, mehr noch als in Judiths Gegenwart, der Bote dieser Fremden ist, und nur ihre Worte sprechen kann. Sie weiß auch, daß er sich schämt:

„Glaub mir, Biela, in der Provinz stirbt man ab. Es gibt eine Zurückgebliebenheit, die trennend auf Menschen wirkt. Man muß sich der Gegenwart anpassen. Wenn du schon hier bist, nütze die Zeit!"

Gabriele hört sich sprechen:

„Zum Theater gehören schöne Kleider. Bildung, ... die ist nur für Judith da."

Sie schaut zu Boden, der mit feuchtem und schmutzigem Herbstlaub bedeckt ist. Hart ist die Holzbank der städtischen Parkanlage, auf der sie mit Erwin sitzt. Nebel verfinstert die Bogenlampe. Graugesichter ziehn des Weges. Hinter Gabrieles Rücken aber steht Judith.

So vorsichtig sie auch mit ihren zarten Wildlederschuhen aufgetreten sein mag, das Herbstlaub hat doch geraschelt.

Gabriele ahnt, daß in diesem Raum etwas Scharfes und Spitzes gegen sie gezückt wird. Eine Hutnadel vielleicht oder ein Blick. Sie ist nicht sicher, ob sich Judith nur angeschlichen hat, um ihr Gespräch mit Erwin

zu belauschen, um den Mann nicht allein zu lassen, oder ob sie jetzt die Stelle wählt, wo sie zustoßen wird. Mag sie zustoßen! Und schnell! Gabriele ist zu müde, um sich umzudrehn und die Mörderin zu entlarven.

Sie hört Erwin zu:

„Ich fühle, daß du von Judith ein Zerrbild siehst, Gabriele. Sie ist ein fabelhafter Mensch und du solltest dich bemühn, sie zu erkennen. Sie kommt natürlich aus andern Kreisen als wir, aus viel geweckteren Kreisen übrigens, aber ich habe in ihr die erste und einzige geistige Frau gefunden, die ich kenne!"

Gabriele rührt sich nicht. Auch Judith hinter ihr rührt sich nicht.

Erwin läßt nicht ab, Judiths Lob zu singen:

„Du kannst es gewiß nicht ganz ermessen, wie fertig ich nach dem Krieg gewesen bin, Gabriele. Die Gleichgültigkeit des Untergangs war das. Was sollte aus mir werden? Ich hatte nicht zu leben und kannte Niemand. Meinesgleichen gab es Hunderte. Wenn mir Judith nicht begegnet wäre, ich säße heut in einer Barkapelle oder als zweiter Geiger in einem Operettenorchester."

Gabriele rührt sich nicht. Judith rührt sich nicht.

Erwins Rede wird immer eindringlicher:

„Judith kommt aus dem höchsten Glanz. Alle Lebensgüter sind ihr selbstverständlich. Du hast gar nicht den Maßstab, Judith richtig zu sehn. Wir stammen ja aus

guter, alter Familie und ich will nichts gegen unsere Jugend sagen. Aber diese entsetzliche Enge, Biela, in der wir aufgewachsen sind, dieser Aberglaube und diese ewige Knappheit! Oh, ich könnte mich fast schämen! Schau, Judith hat mir die andere Seite des Lebens gezeigt . . ."

Gabriele rührt sich nicht. Judith rührt sich nicht.

Erwin bekennt:

„Was ich geworden bin, habe ich ihr zu verdanken... Und meine Kunst? Hier, lies selber!"

Gabriele sieht, wie Erwin mit einer neuen und schamlosen Geste in die Rocktasche greift und Zeitungsausschnitte hervorholt. Aber ein Windstoß entreißt sie ihm und wirft sie unter Laub und Schmutz.

Die Schwester verwundert sich über ihre eigenen Worte, die nun aus ihr dringen:

„Für alles, was du Judith verdankst, Erwin, müssen wir ihr dankbar sein."

In diesem Augenblick verschwindet Judith im Rücken Gabrieles. Die so lang Bedrohte zuckt zusammen. Sie weiß nicht, ob sie verwundet ist oder nicht.

Erwin ist plötzlich voll kleinlauter Zärtlichkeit:

„Glaub nicht, Gabriele, daß ich jemals vergessen kann, was du für mich getan hast."

Gabriele rührt sich nicht.

Erwins Stimme klingt weinerlich:

„Du hast dich aufgeopfert für mich, wo du nur konn-

test. Du hast diesen alten Hofrat geheiratet. Du hast mich immer über Wasser gehalten und vielleicht auch Dinge getan, die ich nicht wissen will . . ."

Gabriele sieht Erwin an:

„Warum redest du so viel, Erwin? Ich bin ja nicht mehr in Berlin. Jetzt mußt du aber gehn, denn an der Ecke dort wartet Judith auf dich."

Erwin stöhnt:

„Was für ein Unsinn! Vergangenheit ist Vergangenheit. Wir sind ja nur Bruder und Schwester. Was willst du eigentlich von mir? Wenn du mich brauchst, werde ich für dich immer da sein!"

„Ich werde dich nie wieder brauchen, Erwin."

Er schlägt sich an die Stirn:

„Wahnsinn, sentimentaler Wahnsinn! Und gehört das in diese Stadt?!"

Oh Erwin, trüber Mensch, trüb wie eine qualmbeschlagene Scheibe, was weißt du von deiner Schwester? Ahnst du denn die klare Begeisterung, die sie jetzt erfüllt, da du das Unvergängliche zerstört hast? Ahnst du die engelhafte Freiheit, die sie beschwingt? Könntest du in deinem satten, stumpfen Sinn sonst fragen:

„Was ist dir, Gabriele? Weinst du?"

Gabrieles Augen drängen Erwin in den Nebel zurück:

„Ich? Weinen? Warum? Ich sage dir nur Adieu."

Sie läßt ihn hinter sich. Mit jedem Schritt Entfernung ist sie freier, immer höher hebt sie sich vom Erdboden, und nun, von einer unbeschreiblich angenehmen Gleichgültigkeit emporgetragen, fliegt sie.

Dies aber ist völlig neu.

Nicht mehr durchmißt die gleiche Gabriele den Raum. Nicht mehr irrt die gleiche schlafende und wachende Frau durch ein großes Haus, wo jede Tür in ein andres Zimmer des Schlafens oder Wachens führt. Diese süße Gleichgültigkeit, diese Leichte des Flugs gehört einem neuen Wesen an, das den braunen Mantel abgeworfen hat.

Das Eigentümliche ist, daß Gabrielen jeder Weg offen steht. Eines freien Willens ohne Grenzen ist sie sich bewußt. Wollte sie ihr Kind besuchen, der Wunsch allein hätte Macht, sie zu Erwine zu führen. Aber nicht Erwine sucht sie, sie sucht Näheres, sich selbst.

So schwebt Gabriele jetzt im Operationssaal, wo Gabriele unter den Händen der Ärzte in ihrem Blute auf dem Tische liegt. Das schwebende Wesen empfindet zum liegenden Wesen keine liebende oder leidende Beziehung, sondern nur stille Neugier und kühle Beobachtung. Die freie Gabriele betrachtet die angeschnallte

Gabriele, ihr gelbes Gesicht mit der kleinen weißen Maske. Sie sieht mit voller Klarheit die in ihrem Fleische arbeitende Hand des Professors, sie sieht die Instrumente in dieser Hand und an den Fingern die glitschigen Gummihandschuhe. Sie sieht das Blut, ihr Blut, das durch eine besondere Vorrichtung, eine Traufe, auf den Kachelboden niedertropft. Sie sieht den Assistenten, der ihren Puls belauscht. Sie sieht die Instrumentarschwestern, die sich mit erregten Wangen über sie beugen. Sie vernimmt, feinsten Gehöres, das leichte Wimmern des Ventilators. Sie hört das Niederklirren der Pinzetten und Messer. Sie hört in der atemanhaltenden Stille die kurzen, zuckenden Befehle des Professors:

„Klammer! Schneller!"

Eine Schwester stürzt zum Sterilisator.

„Puls?!"

Der Assistent hebt ein wenig ihre Hand.

„Fünfundvierzig!"

Der Professor beschimpft einen Gehilfen:

„Kamel!"

Dies alles hört und sieht Gabriele voll lässiger Neugier. Sie empfindet kein Mitleid mit dem kämpfenden Leben dort. Ihr ist, als wäre das todfarbige Gesicht auf dem Operationstisch nur ein einziges unter ihren unzähligen Gesichtern, wie ihr Leib als etwas tausendfach Austauschbares ihr erscheint.

Das Allermerkwürdigste aber: Wohl fühlt sich Gabriele schweben. Doch es ist nicht ein bestimmter Punkt im Raum, wo sie schwebt. Ohne daß sie sich bewegt, ist sie zugleich unter der zischenden Bogenlampe, über ihrem eigenen Kopf, bei der Tür oder an den Fenstern. Sie hat die Empfindung einer auf diesen Raum beschränkten Allgegenwart und Substanzlosigkeit, doch weiß sie, daß sie nichts hindern könnte, hier zu sein und zugleich in ihrer Heimat.

Nur etwas ist außer ihr noch gegenwärtig, das mit eigenartiger Kraft ihr Schweben bedrängt. Der Ort scheint vollgepfropft mit Existenzen zu sein, welche der ihrigen gleichen.

Von diesen Existenzen und ihren durcheinander wirkenden Willenswirbeln geht ein gleichgerichteter Magnetismus aus, der zu einem gemeinsamen Ziele hinstrebt. Es entsteht eine Strömung, die von Nu zu Nu stärker wird und der sich Gabriele nicht entziehen kann.

In ihr selbst lebt dieses Ziel, das sie nicht kennt und nicht zu benennen vermag, obgleich ein unbestimmtes Wort sie durchtönt, welches in die Sprache des Bewußtseins übersetzt die Bedeutung etwa von „Versammlungsort" hat.

Schon aber ist sie nicht mehr Herrin ihres Willens, die Strömung betäubt sie und reißt sie mit sich fort. Der Gehorsam gegen diese mächtige Strömung be-

friedigt sie wie eine fromme Tat. Sie genießt die unerklärliche Freude eines selbstbewußten Nicht-Seins.

Erst als sie eine elektrische Lichtwolke umgibt, sammelt sie sich wieder. Von der Lichtwolke geht eine Gegenkraft aus wider den reinen Einfluß, der sie weiterziehen will. Einen unendlichen Augenblick lang besinnt sie sich, welcher der beiden Kräfte sie sich hingeben soll.

Es ist ein unaussprechlicher Augenblick der Entscheidung. Mit dem Gefühl, etwas sehr Unanständiges zu tun, läßt sie sich locken, läßt sie sich fallen, gibt sie es auf, das unerklärliche Ziel zu verfolgen.

Nun ist sie allein. Eine ausgelassene und liederliche Stimmung bemächtigt sich ihrer. Sie glaubt betrunken zu sein, so abenteuerlich und lüstern ist ihr zu Mut. Sie erkennt ihr eigenes Lachen nicht, so heiser und verkommen klingt es, als sie sich auf der Straße findet.

Vor allem: Gabriele hat sich irgendwo und irgendwann umgekleidet. Die Herkunft der schönen Kleider, der glänzenden Elegance ist ihr unerfindlich. Aber die neue Gewandung ist zugleich ein neuer Leib, der sich um den Kern ihres Lebens schließt.

Fast wollüstig sieht sie ihre Beine schreiten, die der

kurze Rock kaum bis zum Knie verhüllt. Sie spürt die dick aufgestrichene Salbe auf ihren Lippen und die dunkel-bläuliche Ontourage, aus der ihre Augen blicken. Sie ist sich langer, lauernder Blicke seltsam bewußt und eines selbstverliebten Spieles aller Bewegungen, das ihr fremd bleibt.

Der Kern ihres Lebens aber vibriert von übermütiger Rachsucht. Rache wofür? An wem? Das kümmert sie wenig, da der lustvolle Trieb sie bis an den Rand erfüllt. Mit der Vergangenheit hat sie abgerechnet. Niemals wieder wird sie einen braunen Strapaziermantel tragen, sparen, sich plagen und ihre Hände mit Nähen und Waschen verderben. Endlich ist sie frei und allen Gefängnissen entkommen. Keine Rücksicht gilt mehr für sie. Auf wen auch hätte sie Rücksicht zu nehmen?

Vom göttlichen Ziel, dem die Existenzen dort oben in blinder Strömung zustreben, ist sie abgefallen. Jetzt will auch sie es mit dieser Stadt versuchen. Jetzt darf sie leben. Und leben heißt – diese Überzeugung brennt in ihr – sich hinwerfen, sich wegwerfen.

Die Straße brüllt. Niegesehen wilde Lichtreklamen peitschen rot, grün, blau, orangene Geflechte in die Nacht. Inmitten des unendlichen Autotrubels, der Kinopaläste, Massenrestaurants, Cafés und der zynisch-bekümmerten Menschenzüge sieht Gabriele eine große Kirche. Wie ein riesiges Tintenfaß klappt diese Kirche

jetzt ihre Kuppel auf und eine scheußliche Orgel gießt ihr Klangspülicht über die weite Kreuzung. Sollte man es für möglich halten, das Gottesinstrument donnert einen Schlager in die Welt. In die heiligen Pfeifen und Register scheint eine Jazzband eingebaut zu sein.

Die Straße nimmt den frechen Rhythmus der Orgel an. Auch Gabriele setzt die Füße zum Takte der Musik. Warum denn nicht?

Eine Stimme neben Gabriele:

„Kleine protestantische Abendmusik!"

Sie beschleunigt ihre Schritte nicht.

Die Stimme:

„Heiße Soundso! Bin Gentleman! Komme ins Haus, Karte genügt."

Die Stimme trägt einen kleinen schwarzen Schnurrbart und Monokel. Die Orgel dröhnt. Gabriele sagt sich, ich muß mir all seine Worte genau merken. Aber Totenkopffalter lenken sie ab, die vor ihren Augen flattern. Soundso erkundigt sich:

„Gedenken, Gnädige, den Abend zu verbringen?"

Aber natürlich! Ihr stehen ja Eintrittskarten in alle Theater und Konzerte zur Verfügung. Sie soll sich bilden, damit man sie auf irgendeine Art loswerden könne. Niemand aber wird sie zwingen, vergiftetes Abendbrot zu essen. Sie braucht keine Gnaden. In der ersten Minute schon hat sie Anwert gefunden.

Die Stimme mit dem schwarzen Schnurrbart ist amüsant und hat einen angenehmen Klang trotz ihrer komisch krähenden Worte. Jetzt flüstert sie in Gabrieles Ohr:

„Erstklassige Scherzartikel und andere Qualitäten bei mir garantiert!"

Gabriele bleibt stehn und staunt wiederum über ihr heiseres Lachen.

Dann hängt sie sich in die Stimme ein.

„Bitte dankbar das Händchen geben! Hiemit wohnst du den letzten Runden des Sechstagerennens bei."

Die Stimme mit dem kleinen schwarzen Schnurrbart bläht sich:

„Pünktlich um Mitternacht Finish!"

Gabriele trinkt süßen Likör.

Sie übersieht mit klaren Augen von ihrer Loge her das wahnsinnige Treiben des Sportpalastes. Noch immer lebt in ihr ein Rest jener kalten Gleichgültigkeit, jenes Überall und Nirgend, jenes unfaßbaren Augenblicks, da sie sich selbst geschaut hatte auf dem Schmerzenstisch. Er lebt in ihr als eine unbeteiligte Verstandesschärfe, die sie noch niemals an sich kennen gelernt hat.

Sie begreift die Spielregeln des Sechstagerennens mit einem hellen Blick, noch ehe ihr Begleiter sich anschickt, sie fachmännisch zu erklären. Sie begreift, hört, sieht überhaupt alles um einen Zeitbruchteil früher, als es vor sich geht. Wie der Vorschlag einer Note in der Musik ist das. Soundso wird jetzt trinken, weiß sie, und in der nächsten Sekunde trinkt er wirklich. Jetzt wird ein Kellner sein Tablett mit Tellern zu Boden fallen lassen; und im nächsten Nu schon splittert und klirrt es irgendwo.

Manchmal beginnt Gabriele wieder außer sich zu schweben und allgegenwärtig im Raum zu sein; aber der Antrieb ist schwach, sie vermag sich nur unbedeutend von ihrer Loge zu entfernen. Wenn sie zurückkehrt, lacht die Stimme mit dem schwarzen Schnurrbart belustigt.

Doch weniger denn je träumt sie. Sie ist fähig, die Märsche der Zirkusmusik zu verfolgen. Sie hört den immer wieder gestachelten Aufschrei der Menge, ohne etwas von den Witzen und Zutunlichkeiten ihres Gegenübers zu verlieren. Sie liest die Resultatmeldungen des Rennens auf der Leinwand und die Schärfe ihres Gedächtnisses prägt sich mühelos die Nummern der Sieger ein.

Längst weiß sie, daß Judith hier ist.

Gabriele hat keinen Grund, sich zu verstecken. Sie schämt sich ganz und gar nicht, daß sie einen

Kavalier gefunden hat. Ihre fade Blondheit schreckt nicht alle ab. Sie ist auch in Berlin nicht verlassen, trotzdem sie Erwin nicht von der Bahn abgeholt und durch seinen Verrat so tief verwundet hat.

Judith steht hochaufgerichtet in der Nebenloge.

Gabriele fixiert ihren dunkeln reizenden Totenkopf! Sie selbst aber scheint für die Schwägerin unsichtbar zu sein. Sie muß ja unsichtbar für Judith sein; denn mit ehrgeizbesessenen Augen blickt die Feindin hinab in die Manege, die wie ein weißes Stück Totenstille aus dem surrenden, siedenden Umkreis der Arena gespart ist. Auf den geneigten Rändern dieser weißen Totenstille rasen die Kämpfer, wie Liebende hingebungsvoll über ihren Rädern liegend.

Nummer Sieben aber — dies erkennt Gabriele — ist ihr Bruder Erwin.

Wie Möwenblitz über Wassern, Runde für Runde, kreist die dichtgereihte Folge der Räder um und um.

Die Stimme:

„Sechs Tage, sechs Nächte jedes Paar im Sattel! Spitzenleistung der modernen Menschheit. Die alten Turnierritter tun mir leid!"

Irgendwo wird der vernünftige Sinn dieses Rennens bezweifelt.

Die Stimme fährt herum, begehrt auf:

„Erlauben Sie 'mal! Angebot und Nachfrage ist nichts?? Prima-Existenz ist nichts?!"

Ein tausendstimmiger Schrei:

„Sieben bricht aus!"

Und dann:

„Vorwärts Sieben!!"

Gabriele sieht, wie Judith die nackten Arme hochhebt, sie hört den erstickten Ruf der Feindin:

„Erwin überrundet Alle!"

Sie aber läßt die rasende Anstrengung des Mannes kalt, der die Nummer Sieben auf dem Rücken seiner Dreß trägt. Wie hat sie sonst zu Gott gebetet, daß ihr Bruder ein Sieger des Lebens werde. Aber nun hat sie ja Abschied von ihm genommen, und er ist ein Fremder, eine Nummer Sieben. Dieser Sieg geht sie nichts an. Es ist Judiths Sieg.

Erwin löst sich, wagrecht auf dem Rade keuchend, von der Spitze der Fahrerkette. Er gewinnt Vorsprung. Eine Staubwolke, steigen die tobenden Stimmen zur Höhe.

Gabriele ist ruhig.

O Erwin, was tust du, Verlorener!? Nie wieder kann dich Gabriele schützen. Glaubst du wirklich, daß dich Judith liebt? Sie hetzt dich, sie peitscht dich, sie reißt dir das Leben aus dem Leib . . .

Prasselnder Triumph. Krach der Musik. Revolverschüsse gellen gegen die Wände. Soundso wirbelt vor Begeisterung um sich selbst. Nummer Sieben hat die Bahn überrundet. Er nähert sich schon dem Nachtrab der Kette.

Da strömt in Gabriele eine erschütternde Gotteserkenntnis auf:

‚Jetzt bist du der Letzte, Erwin! Denn die Ersten sind die Letzten, weil alles ein Kreis ist.'

Eine alte Hand streichelt leicht über Gabrieles Kopf:

„Die Ersten werden die Letzten sein."

Mein Gott, das ist ja Hochwürden Franz Xaver Uberberger, Gabrieles Katechet, der ihre Schulklasse gefirmt hat.

Beim Religionsunterricht pflegte der dicke alte Herr den Mädchen die Beantwortungen seiner eigenen Fragen immer selber zuzuflüstern. Auch wenn ein Höherer zur Inspektion kam, hat er sich dieser Methode nicht geschämt. Jetzt flüstert er seiner Schülerin wieder zu:

„Dies alles hier, meine kleine Gabriele Pacher, ist auf Sand gebaut."

Die leisen Worte scheinen die Beantwortung einer schwierigen Katechismusfrage zu sein, denn unter ihnen beginnt der Sportpalast zu wanken.

Die gichtische Bauernhand ruht auf Gabrieles Stirn:

„Erinnerst du dich noch, wie ich mit euch botanisiert habe? Nun, unsere Berge werden hieherwandern. Denk dir, ich hab heut in der Hohenzollernstraße Enzian und Zyklamen gepflückt."

Die Wölbung der alten Kirche schwebt über der

Manege. Franz Xaver Uberberger flüstert noch immer:

„Das Sechstagerennen ist ein Hundertjahrerennen. Laß sie nur kämpfen und brüllen! Die starken Blumen siegen zuletzt."

Gabriele blickt sich nach dem besänftigenden Sprecher nicht um. Wie eine Wohltat ist es ihr, daß hier ein heimlicher vielhundertjähriger Krieg geführt wird. Sie kann es nicht ausdenken, aber sie begreift, daß es um ihre Sache geht. Ja, ein Krieg der Ihrigen, der Stillen und Langsamen gegen den besinnungslosen Tumult. Die Letzten werden die Ersten sein. Erwin aber ist zum Feinde übergelaufen.

Soundso mahnt:

„Schluß!"

Hochwürden Uberbergers Stimme wird immer zärtlicher:

„Was erzähle ich dir da, meine liebe Freundin Gabriele Pacher? Du siehst ja viel viel mehr als ich . . ."

Und wirklich, Gabriele sieht so viel, daß sie es nicht einmal auseinanderhalten kann. Sie sieht die lorbeerbekränzten Radfahrer um einen Hochaltar herumblitzen. Sie sieht Kellner mit Kirchenfahnen in der Hand vorüberlaufen. Die wüste Menge drängt sich den Ausgängen zu. Aber mitten in dieser Menge erblickt sie, in weißem Firmungskleidchen, ihre Freundinnen: Hier die Mizzi Trimbacher, dort Ursula

Höpler und Franzi Hufschmied. Sie sehen nicht anders aus, als sie ausgesehen haben. Aber im Abgrund der Manege, von Felsen umstanden, steigt der dunkle Spiegel des Lanser Sees.

Die Stimme mit dem kleinen schwarzen Schnurrbart ist ungeduldig.

Gabriele fragt, selber flüsternd, ihren alten Lehrer:

„Ist es genug? Darf ich mich jetzt setzen? Darf ich in die Bank zurück?"

Der Katechet lächelt hinter ihrem Rücken wohlwollend-nachsichtig:

„Diesmal genügen die zehn Gebote, der englische Gruß und das Vaterunser nicht. Die Inspektion ist mit ihren Prüfungsfragen noch nicht fertig. Aber hab keine Angst, Gabriele Pacher! Ich werde dir einsagen . . ."

Daraufhin nimmt der geistliche Herr voll komischer Anmut Gabriele unterm Arm und führt sie mit einer altertümlichen Verbeugung ihrem Begleiter zu.

,Warum lassen alle Männer ihre Hosenträger herabhängen, wenn sie sich entkleiden? Kommt das daher, weil sie von den Affen abstammen?'

So klar kann Gabriele denken. Und klar sieht sie

das verschmierte Tapetenmuster, die mürben Vorhänge, die schmutzige Bürohängelampe in diesem Hotelgarni-Zimmer. Sie fühlt unter sich ein feuchtkaltes Bettuch, das gewiß nicht sauber, sondern nur überbügelt ist. Aber sie, die Reinliche, schaudert heute nicht zusammen unter solcher Berührung, denn sie weiß: Jede Seele hat ihre hunderttausend Körper. Wie soll man all diese hunderttausend Körper vor Schmutz bewahren!

Die Stimme mit dem kleinen schwarzen Schnurrbart schmeichelt:

„Du bist ein Puzzelchen. Wirklich fein, daß ich dich habe!"

Gabriele zuckt nicht zusammen. Was will diese fremde, fremde Stimme:

„Bist du denn gar nicht neugierig, meinen Namen zu erfahren?"

Welchen Namen? Der tabakdurchräucherte Atem nähert sich. Das Männliche dringt auf einen ihrer Körper vor.

Sie spürt nichts. Sie weiß nichts. Sie sitzt am Bette der kleinen Erwine.

Das Kind erwacht, blinzelt und verzieht das Gesichtchen:

„Mami! Kommst du bald wieder?"

„Aber ich bin doch hier bei dir, Winerl."

„Nein, du bist nicht hier, Mami."

„Sei nur ruhig, Winerl! Warst du schön brav?"

„Nein, Mami, ich hab geweint, ich war schlimm."

„Warum denn?"

„Weil du fort bist, Mami. Ich hab nicht essen wollen."

„Trägst du auch immer das Leiberl unterm Hemd, wie ich's der Tante gesagt hab. Jetzt im November mußt du es immer anziehn . . ."

Die Mutter überzeugt sich mit tastender Hand davon, ob ihr Auftrag auch wirklich erfüllt wird. Das Kind beginnt zu weinen.

„Warum weinst du denn, Winerl?"

„Mami, Mami, ich hab so viel Angst, daß du nimmer wiederkommst."

„Schlaf, Winerl! Ich komm wieder, wenn ich weiß, wie er heißt!"

Jetzt in der Finsternis ist die Stimme mit dem kleinen schwarzen Schnurrbart nur mehr ein schnarchender Atem. Gabriele setzt sich leise im Bett auf. Sie horcht, sie zittert:

„Wie heißen Sie?"

Keine Antwort! Der fremde Atem geht seines Weges. Gabriele wird von ihrem jagenden Herzen hin und her geschüttelt:

„Wie heißen Sie?"

Der Atem unterbricht sich. Eine fette Zunge schnalzt und schmatzt. Und jetzt! Das ist nicht mehr die fremde

Stimme. Das ist eine abgehackte, von Betretungshohn berstende Stimme, die Unverständliches aus einem dünnen Schlafe lallt.

Gabriele springt gejagt aus dem Bett:

„Wie heißen Sie?"

Da kräht es zurück:

„August!"

Zugleich mit dem gräßlichen Schrei, der aus Gabriele fährt, grellt das Licht auf.

Der Tote wälzt sich auf dem Lager. Aber es ist nur zur Hälfte ein Bett. Große Schollen schwarzer Erde häufen sich auf dem Laken. Verfaulte Holzbretter liegen quer über der spitzengesäumten Decke, braunes Laub bedeckt das Kopfkissen und das Drahtskelett eines Kranzes hängt zur Seite. Vergeblich versucht der Tote, sich aus der Umklammerung des Grabes zu lösen. In Fetzen flattert der Frackanzug von seinen arbeitenden Gliedern. Er röchelt:

„Polizei! Die Diebin, die Ehebrecherin hat mir die Brieftasche gezogen. Aufhalten die Diebin! Warte nur . . ."

In schwerer Finsternis springt Gabriele die hundert gewundenen Treppen eines Turmes hinab. Ihr nach die Stimme des Toten:

„Aufhalten!"

Wesen der geheimen Polizei ist es nicht, die Verfolgten zu stellen und zu verhaften, sondern nach höherem Befehl ein unberechenbares Spiel mit ihnen zu treiben. Die Geheimpolizei verzichtet darauf, Uniformierte oder Zivilbeamte gegen die Angeklagte vorzusenden. Sie begnügt sich damit, eine Macht zu sein, die auf ihre Art und mit undurchdringlichen Absichten manchmal nahe kommt und öfter noch sich weit entfernt. Vor allem aber hat Gabriele und alle andern die unbeschränkteste Bewegungsfreiheit.

Es ist also nicht verständlich, warum sie sich das Leben aus dem Leibe rennt. Vielleicht ahmt sie nur ihre Leidensgenossen nach. Denn neben ihr trabt es gleichmäßig und unsichtbar durch die Nacht. Sie tut nichts dazu, die Gesellen zu erkennen. Der Trab durch die Nacht ist nicht unangenehm. Man läuft in allerhand Minen, in den Tunnels und Schächten der Untergrundbahn. Man läuft nur deshalb, weil Laufen die einzige Lebensform ist, und Stehenbleiben etwas, was keinem gelingen würde. Unter den Mitläufern befindet sich viel Frauenhaftes. Das beruhigt Gabriele. Doch ist sie froh, als sie wieder frische Luft atmet.

Die Gesellen verlieren sich. Gabriele läuft jetzt allein. So frei sie sich fühlt, in tiefster Seele weiß sie, daß ihre Freiheit Schritt für Schritt vorherbestimmt ist. Die Fliehende hat den Verdacht, daß alles, was

ihr begegnet, eigens gestellt ist, um ihr irgendwelche Fallen zu legen.

Sie hastet den Damm eines pechigen Kanals entlang. Da sieht sie, daß beim mißduftenden Licht einer Karbidlampe einige Männer eine Frau wieder zum Leben erwecken wollen. Gabriele ahnt, daß sich in dieser Ertrunkenen einer ihrer tausend Leiber verbirgt, daß sich ihr eigenes Schicksal dort begibt. Eine bittere, schier unbezwingliche Lust wandelt sie an, der Leblosen ins Gesicht zu sehn. Aber ihr Verdacht sagt sofort: Das Ganze ist eine Falle. Sie flieht weiter.

Im nächsten Augenblick hört sie hinter sich einen kleinen keuchenden Atem und zugleich das rhythmische Geklirre einer im Lauf zitternden Halskette. Sie weiß sofort: Ein armes Kind!

Da beginnt das Stimmchen zu weinen:

„Helfen Sie, meine Dame!"

Gabriele läuft, ohne sich umzudrehn.

Das Stimmchen fleht immer bitterlicher:

„Helfen Sie, meine Dame! Ich kann nicht nach Hause gehn. Die Mutter kommt nicht wieder."

Eine wehmütige Versuchung, das Kind in die Arme zu nehmen, wächst mächtig in Gabriele. Aber sie widersteht mit aller Kraft. Denn auch dies ist nur eine Falle.

Noch, als sie weit draußen über sandige, pfützige, gestrüppbestandene Flächen saust, wimmert und klingelt es hinter ihr drein. Aber jetzt ist es vielleicht Amor.

Wie lange soll dieser Lauf noch dauern!? Immer wieder rollende Straßen entlang, gefährliche Kreuzungen, Bahnkörper überquerend, wenn von beiden Seiten Lokomotiven anbrausen! Dann die Ebene draußen, deren Acker und Wiesen von ziehenden Segeln durchschnitten sind. Nichts ruht. Immer ist alles in Bewegung, als wäre die ganze Welt nichts andres als eine träge und sinnlose Flucht vor einer noch sinnloseren Verfolgung.

Für ihre Beine fürchtet Gabriele nicht. Sie sind jung und stark genug, noch viele Stunden durch Disteln und sumpfige Stellen zu stapfen. Hunger und Durst aber quälen unerträglich.

Was bleibt ihr andres übrig, als nach Hause zu gehn und ein Restchen Speise und Trank zu suchen. Sie biegt in ihre Heimatstraße ein, sie tritt ins Haus. Der Goldschmied hämmert seine zierliche Musik, der Kampferduft aus der Drogerie schlägt ihr entgegen. Sie sucht in allen Kästen ihres Zimmers nach Zuckerwerk. Aber die Schokoladeschachteln und Fruchtkörbchen sind längst geleert. Vielleicht wird etwas in der Küche zu finden sein . . .

Da starrt sie die offene Tür des Totenzimmers an, die von dickem Infektionsqualm erfüllt ist. Eine Falle! Gabriele stürzt aus dem Haus.

Auf irgend einer Straße der Welt überlegt nun die arme Seele, was sie tun soll, ihren tödlichen Durst zu

löschen. Wen hat sie noch, daß er ihr zu trinken gäbe? Oh, könnte sie doch eine andere Antwort finden! Aber es gibt nur eine einzige Antwort: Erwin! Man kann einsam leben und einsam sterben. Aber trinken muß jeder Mensch. Dem Durst kann er sich nicht entziehn. Und im Durst verschmachtet jeder Stolz.

So wandert sie denn, da ihr alle Flugkraft verloren ging, durch den bleischweren Raum ihres Lebens zu Erwins, zu Judiths Haus. Man hat sie ja eingeladen zu dem, was man Abendbrot nennt.

Aber im erleuchteten Flur sinkt ihr der Mut. Wie sieht sie aus? Zerzaust, im zerrissenen Nachthemd, die nackten Füße vom Kot der Straßen beschmutzt.

Die Sonntagsgesellschaft scheint noch immer versammelt zu sein. Der strengäugige Diener und ein Mädchen mit Karaffen, Flaschen, Platten durcheilen den Vorraum. Klirren und Gelächter dringt aus der Tür.

Die Verdurstende will umsinken. Da tritt Erwin heraus und schaut suchend nach allen Seiten. Noch einmal nimmt Gabriele alle Kraft zusammen. Lieber diese Qualen ertragen, als Erwins gestörten, verlegenen Blick. Nur fort von hier!

Gabriele irrt noch durch viele Straßen. Anspringende Gefahren und immer ärgere Widerwärtigkeiten erlebt sie: Gemeine Blicke, scheußliche Worte und Begebenheiten, die gegen sie entsendet werden.

Endlich aber findet sie sich in einer großen Halle,

dem Wartesaal dritter Klasse eines Bahnhofs ähnlich.

Allerhand Gesindel hat sich hier zusammengerottet. Arme Leute, Auswanderer wohl, die ihren Zug erwarten, schlafen auf ihren Bündeln.

Gott sei Dank! Das Büfett ist geöffnet. Gabriele verlangt ein Getränk. Ein Kellner ohne Kragen (sie sieht deutlich, daß ihm zwei Finger der rechten Hand fehlen) schiebt ihr das unsaubere Glas hin. Endlich darf sie trinken. Aber nach dem ersten Schluck schon läßt sie das Glas zu Boden fallen. Flüssiger Pfeffer rinnt ihr durch die Kehle.

Nicht besser ergeht es ihr, als sie zwei Bissen essen will. Auf der bierüberschwemmten Platte des Büfetts steht ein Aufsatz mit belegten Broten. Gabriele greift nach einem der Brötchen. Aber wie sie es zum Munde führen will, bewegt sich der kleine Fisch auf der ranzigen Fläche und schlägt mit dem Schwänzchen. Sie wirft mit Entsetzen die Speise fort.

Unauffällig versucht sie, davonzugehn.

Der Kellner erhebt die drohende Stimme:

„Und wer bezahlt, meine Dame?"

Gabriele spürt eine betäubende Blutwelle. Sie tastet in die Luft. Ihre Handtasche ist fort. Verloren oder liegen gelassen.

Der Kellner mahnt mit ermüdeter Schärfe:

„Hat die Dame keinen zahlenden Herrn bei sich?"

Gabriele ergibt sich. Sie ist in die Falle gegangen.

Der Kellner beginnt laut zu schimpfen und zu höhnen:

„Feine Wirtschaft das! Mit der Zeche durchgehn! Ich werde Sie nach der Polizeisperre als Pfand mit mir nehmen."

Der Kellner hetzt immer weiter. Die Leute bilden einen lachenden und murrenden Kreis um Gabriele. Unter ihnen sind die „Schergen" aufgetaucht, die Gabriele aus einem historischen Roman kennt. Diese Schergen sind ungewöhnlich gekleidet. Sie tragen Stulpenstiefel und ganz kurze gezackte Wämser, die ihnen kaum zum Nabel reichen. Der Unterleib ist nackt. Eigentümlicherweise fehlt ihnen das männliche Glied, an dessen Stelle eine dicke rote Narbe zu sehen ist.

Einer der Schergen deutet auf die Aktentasche, die er unterm Arm hat:

„Die Tasche vom Herrn Hofrat. Ich trag sie ihm nach."

Ein andrer betastet das Leder:

„Was ist drin?"

„Die saldierten Rechnungen des Herrn Konzertmeisters. Jetzt hat er es nicht mehr nötig, Schulden zu machen. Der Herr Hofrat aber hat dran glauben müssen."

Der Kellner erkundigt sich:

„Woran ist der Herr gestorben? An Lungenentzündung, nicht wahr?"

Der Scherge:

„Was fällt Ihnen ein, Herr Ober? An Hungerödem . . .“

Die Mitteilung erregt Interesse. Alles drängt näher. Der Scherge verbreitet sich:

„Der Herr Hofrat hat dreimal im Tag starke Fleischmahlzeiten verordnet bekommen. Aber die Zeiten nach dem Krieg waren schwer und die Frau wollte sparen. Nun ja! Die Ausbildung des Bruders hat das halbe Gehalt verschlungen . . .“

Jemand läßt sich vernehmen:

„Das ist eine strafbare Handlung.“

Der Scherge bekräftigt:

„Natürlich ist das eine strafbare Handlung, dem Herrn Bruder nachlaufen. Bis nach Berlin. Gehört sich das? Und er kann sie gar nicht loswerden . . .“

Gabriele hört, wie eine alte Frau, die sie von daheim kennt, einem Schergen erklärt:

„Das Ganze kommt daher, weil sie nicht ins Kloster gegangen ist.“

„In welches Kloster?“

Die Frau zischelt:

„Wissen Sie das nicht? Sie hat mit zwölf Jahren ein Gelübde abgelegt und dann gebrochen. Damals hat sie genau gespürt, daß mit ihr etwas nicht in Ordnung ist.“

Ein Herr mit hochgeschlossenem schwarzen Rock doziert:

„Seinen Kinderglauben bewahren, ist gefährlich. Seinen Kinderglauben verlieren, ist gefährlicher. Aber das Weder-Noch ist am gefährlichsten. Daraus entsteht lauter ungebildete Schweinerei."

Der oberste der Schergen gibt einen Wink:

„Am besten wäre es, Departement V anzurufen: Totenreich!"

Widersprechende Stimmen:

„Unmöglich! Wissen Sie denn nicht, daß die Toten streiken?

„Was!? Auch Telephon und Telegraph?"

„Lesen Sie nur die Abendblätter, bitte! Generalstreik der Toten!"

Mittlerweile sind die armen Schläfer erwacht und treten hinzu. Die Stimmung der Leute wird immer feindseliger. Furchtbare Schläge gellen gegen den Kopf der Gefangenen:

‚Sie soll sich ausweisen!' ‚Eine Ausländerin!' ‚Die Personalien abnehmen!'

Mag geschehn was will! Länger kann sich Gabriele nicht wehren. Wenn nur jetzt der Leiter des Ganzen käme und ein Ende machte mit ihr!

Aber es kommt ein Helfer, wenn es auch nur ein alter und schwacher Helfer ist. Pan Radetzky hat sich von der Bank, wo er unter den Armen schlief, aufgerappelt:

„Laßt sie laufen, Leute! Hat sie denn verzehrt, was sie bezahlen soll? Seit wann bezahlt man, was man

nicht verzehrt? Laßt sie! Sie ist ja auch nur ein Auswanderer und wartet auf den Zug . . ."

Das Murren beruhigt sich. Die Menschen kehren auf ihre Plätze zurück. Gabriele sieht, wie Pan Radetzky mit dem Kopf wackelt und seinen Leuten vorseufzt:

„Bezahlen! Man soll auch noch bezahlen, was man nicht verzehrt hat. Als ob das Leben ein Wucherer wäre!"

Jetzt aber gellt eine böse Glocke und Stimme durch das Lokal:

„Fünf Uhr! Raum freigeben!"

Unter eine große Menschenmenge gekeilt, wird Gabriele ins Freie gedrängt.

Eine öde Morgendämmerung liegt in den Straßen, liegt auf ihren Augen, liegt auf allen Augen. Stumpf und hell wie die Pupillen von Starblinden sind die Augen der armen Seelen, die sich dem Tag entgegenschicken. Und der Tag der Welt selbst ist grauer Star, der sich vor Gottes Licht schiebt.

Die Strömung trägt sie. Aber nicht mehr jene heitere Strömung schwerloser Existenzen, sondern Graus und Häßlichkeit, die Strömung der Schlacken. Schlechte, übelduftende Kleider und Leiber umpressen Gabriele. Dies vielleicht ist das über sie verhängte Urteil: Ein hilfloser Teil zu sein dieser traurigen Masse, die zu hoffnungsloser Arbeit zieht. Und der

Leib verschmachtet vor Durst, Ekel und Schande. Immer dichter umhüllt sie der fuslige Atem der Tausenden mit einer Verlassenheit, in der sie ersticken wird.

Gabriele weiß, wenn jetzt das winzige, mühsame Aufflackern in ihr mißlingt, ist sie verloren für ewig.

Beten! Aber alle Gebete in ihr sind ausgelöscht von einer schweren Hand. Nicht einmal mehr den Namen Christi kann ihr Gedächtnis bilden.

Der Tag beginnt. Die Masse schiebt sich vorwärts. Zeitungsburschen jagen wie Wahnsinnige dahin. Die Stadt räuspert sich heiser und böse. Verloren!

Da blitzt es durch Gabrieles Erinnerung: ‚Bezahlen! Zahlen!? Ich soll ja zählen!'

Zuerst vermag in ihr keine Zahl zu werden. Vergessen jedes Wort, vergessen jede Ziffer! Ihre ganze Kraft pocht in verzweifelten Stößen gegen den Widerstand.

Die Straße spült die Menschenzüge auf einen Platz. Man kann freier atmen. Der Asphalt vibriert wie ein riesiges Gummiband. Roll-Läden rasseln empor.

Und jetzt bricht es mit erlöstem Schrei aus Gabriele:

„Eins, Zwei, Drei . . ."

Sogleich entsteht um sie ein leerer Raum und die Gewalt der Zahl Drei reißt sie wie ein ungeheurer Sturm empor und zum Himmel.

Das erste, was geschieht, ist, daß Gabriele den großen runden Holznapf voll Milch austrinkt.

Sie stürzt den gütigen Trank hinunter, dann, nach gelöschtem Durst, schlürft sie immer langsamer, während Sonne, Insektengesumme, Blätterschatten, hundert schwebende Bilder des Lebens sie leicht umschaukeln und eine unbeschreibliche, tierhafte Wonne in sie einzieht.

Sie greift nach dem Brot, das ihr Großmama hinschiebt und brockt und kaut mit tief-aufmerksamer Bewußtlosigkeit die Gabe: Das Brot schmeckt wie gutes Korn- und Hausbrot. Und doch, es ist noch ein anderer, würzigerer Geschmack dabei, eine Kraft, die sich dem Blute sofort mitteilt, nicht nur als holde Befriedigung, sondern auch als feines unsägliches Wissen.

Gabriele kaut gelassen. Geborgenheit umspült sie wie ein Bad. Sie sieht mit unbewegten weitgeöffneten Augen hinaus. Der alte wohlbekannte Garten. Drüben, jenseits des Wassers, die Gipfelzüge der andern Seite. Hier das „Platzerl" unter dem Nußbaum auf dem kurzen Rasen, der den Fußsohlen so wohltut.

Großmama schält mit einem Taschenmesser Walnüsse. Ihre Finger sind schon ganz braun. Die grünen Schalen wirft sie auf die Erde, die Nüsse in einen Korb. Gabriele sucht Großmama, unter deren Herrschaft sie nach dem frühen Tode der Eltern aufgewachsen ist, wiederzuerkennen. Großmama hat sich

stark verändert, so daß man fast daran zweifeln könnte, ob sie es wirklich ist. Sie scheint größer und knochiger geworden und hat einen überlegen-scharfen Gesichtsausdruck bekommen. Oft sieht sie aus wie eine alte Bäuerin, oft wie eine gebietende Frau, die einem großen Hause vorsteht.

Jetzt öffnet sie mit dem Messer eine Nuß und löst mit zierlicher Sorgfalt das gelbe Häutchen ab. Den Kern steckt sie der Enkelin in den Mund.

Gabriele schmeckt wollüstig die Süßigkeit des Nußkerns. Sogleich bemerkt sie, daß ihre Zunge mit einer merkwürdigen und neuen Kraft des Geschmacks begabt ist. Es scheint ihr, als hätte sie noch niemals eine Nuß im Mund gehabt. Sie fragt:

„Was ist das? Was schmecke ich in der Nuß?"

Die Frau schält immer weiter mit braunen Fingern:

„Schau dir solch einen Kern nur gut an, Mädel! Jede Nuß ist ein Kopf, ein Gehirn. Vor dieser Welt war einmal eine Welt, in der die höchsten Geschöpfe, die damaligen Menschen, Nüsse waren. Gott hat diese sehr weise Welt zerstört. Aber im Geschmack der Nüsse ist etwas von ihr übrig geblieben. Auch das Öl in der Haut, es war der Haß, das Bitterböse, ohne das nie etwas gelebt hat . . ."

Gabriele ist sehr eingenommen von diesem Märchen. Wie ein Kind möchte sie noch mehr hören von der Natur und den neuen Sinnen, die ihr geschenkt

worden sind. Aber die Frau ist wieder eifrig mit den Nüssen beschäftigt und deutet mit ihrem Schälmesser unbestimmt in die Welt, als wollte sie sagen: Sieh dich selber um!

Gabriele erblickt einen Strauß von Zyklamen auf dem Tisch. Sie riecht zu den Blüten. Niemals noch hat sie erfahren, wie übermächtig dieser Duft ist, denn auch ihr Geruchssinn ist verwandelt; nicht allein ein genießender Sinn mehr, sondern ein geistiger Sinn. Von der Lebensgewalt der Alpenveilchen betroffen, ruft sie aus:

„Der Geruch singt."

Die Frau verzieht keine Miene:

„Hör nur gut zu!"

Die Schalen fallen auf die Erde, die Früchte in den Korb. Gabriele aber riecht das Lied der Zyklamen:

Wir sind ein Geschlecht der Berge,
Die herrlichste Sippschaft unter allen Veilchen.
Darum sind wir stolz auf uns.
Und grüßen einander,
Wenn unsere Nähe erklingt
Zwischen Moos, zwischen Wurzeln, Latschen und Steinen.
Allstündlich erzittern wir vor Freude,
Und die Freude allein
Macht stark den Duft und das Lied der Geschöpfe.

O so stark, o so ruhig ist unsre Freude!
Wie die witternden horchenden Tiere ihre Ohren
zurücklegen,
So legen wir unsere Blütenblätter zurück
In anbetender Aufmerksamkeit,
Und öffnen unsren großen runden Mund,
Licht und Wasser zu empfangen.
Wir segnen die Elemente der Ernährung:
Licht und Wasser!
Wir fluchen nicht den Kräften der Zerstörung:
Nacht, Sturm und Frost!
Denn auch der Tod ist wohltätig,
Weil er nicht lange dauert . . .

Tränenüberströmt reißt sich Gabriele vom Lied der Zyklamen los, das nicht endet. Ein ungeheures Leben erschließt sich vor ihr. Sie möchte das Wort aller Blumen vernehmen. Großmama aber nimmt ihren Arm. Sie gehn über den Kiesweg. Gras, Strauch, Bäume scheinen nicht aus festem Stoff gefügt, sondern nichts anderes als eine verschieden abgestufte Strömung und Formung der Farben.

Es ist nicht das mächtige Zirpen der Grillen allüberall, was man zu hören vermeint, sondern der Brandungston des Lichtes, wenn es von Erde und Gras zurückgeworfen wird. Denn das Licht ist kein ruhig waltendes Element, sondern ein kristallener

Platzregen. Gabriele hält ihre Hand gegen die Sonne. Da sieht sie ihr Blut brennen, was nur Kindern zu sehn vergönnt ist, denn Erwachsene halten ihre Hand nie gegen die Sonne. Sie erkennt, daß auch das Blut verlangsamtes, dickflüssiges und vom Herzschatten verdunkeltes Licht ist.

Sie beginnt dem Geheimnis nachzuhängen: Blut! Im Blute dieser Frau waren sie, Erwin und Gabriele, inniger, näher, dereinst verschwistert gewesen, als im Blute der leiblichen Mutter. Gerade aber vor ihr ist es so schwer, darüber zu sprechen. Dennoch kommt es über Gabrieles Lippen:

„Ist es denn etwas Böses, daß ich Erwin lieb habe?"

Großmama schweigt und schaut bekümmert drein. Gabriele sucht Unsagbares zu erklären und zu verteidigen:

„Wenn man miteinander aufwächst . . . Ich denke seine Gedanken, ich atme seinen Atem, ich weiß seinen Willen schon vorher . . . Jede Zuckung in ihm spüre ich, von der Judith noch nichts ahnt . . . Was sind das für falsche Worte: Ich hab ihn lieb? . . . Das ist ja alles viel einfacher . . . Unser Haar riecht gleich . . . Die Zyklamen lieben einander auch . . . Und das soll etwas Böses sein? . . . Wenn wir auf Bäumen wüchsen, wäre es nichts Böses . . ."

Die alte Frau verkneift ablehnend den Mund. Gabriele aber kann sich nicht bezwingen:

„Großmama! Wenn er arm geblieben wäre, ich könnte das glücklichste Wesen auf der Welt sein. Aber er hat sich verkauft und weggeworfen. Und das Schlimmste: Er ist nicht mehr er selber und darum auch nicht mehr ich selber. Er spricht nicht seine, unsre Worte mehr, denk dir, er spricht schon ganz berlinerisch. Daß er verlegen war, das muß ich ihm verzeihen. Aber wie soll ihm Gott verzeihen, daß er nicht mehr er selber ist, sondern ein unsicherer und deprimierter Mensch? Ach, er war mein Stolz und mein Vorbild. Ich habe von ihm erhofft, daß er mit unserm Geigenton die Welt erobern wird. Jetzt aber hopst er wie ein Verrückter und kratzt den Willen Judiths auf der Geige. Denn das Weib hat ihn mit ihrem schwarzen Öl angefüllt bis oben. Sie ist die gelbe Haut, das Bitterböse in der Nuß und der Kern schmeckt schon ganz giftig. Machen die fremden Frauen alle den Mann bitterschmeckend mit ihrem Öl?"

Dies und noch viel mehr fühlt Gabriele aus ihrem Herzen strömen. Garten und Mittag aber sind von solcher Klarheit, daß die trüben Worte des Bekenntnisses wie Winterrauch ihr vor dem Munde schweben bleiben. Das macht sie sehr unzufrieden mit sich selbst.

Großmama wehrt ab:

„Du bist ja so müde, Gabriele. Ich werde dich schlafen legen."

Ja, sie ist müde und voll Neugier auf den Schlaf.

Er wird ein wunderbares Erlebnis sein, wie Essen, Trinken und das Lied des Geruchs.

Die Frau geht voran in das Haus, das ein Bauernhaus ist und doch wieder nicht. Bekannt und unbekannt zugleich erscheint es Gabrielen. Großmama öffnet eine Tür:

„Das ist dein Zimmer!"

Gabriele weiß sogleich: Dies ist selbstverständlich mein Zimmer, dies und kein andres auf der Welt. Nichts könnte ihrem Wesen gemäßer sein als der kleine Raum mit dem schmalen Bett, den hellen Wänden, den vielen Blumen und der weitaufgetanen Fenstertür, die auf einen kleinen Balkon führt. Dieses Zimmer, diese Zelle ist sie selbst. Nirgends wird sie zu Hause sein als hier. Sie denkt:

„Das also ist die Ewigkeit! Warum denn nicht?"

Großmama, die jetzt eine Nonnenhaube trägt, öffnet die Tür ins anstoßende Zimmer. Gabriele folgt ihr. Der Raum gleicht genau dem ihren. Nur gibt es hier keine Blumen und ein kleiner Bücherschrank steht da, auf dessen oberer Platte der Geigenkasten liegt. Ein Milchnapf und Butterbrote sind vorbereitet. Aber der kleine Balkon fehlt.

Gabriele müßte nicht erst die alten Schulbücher und den Geigenkasten wiedererkennen, um zu wissen, daß dies Erwins Zimmer ist. Die Miene der alten Frau wird immer unerbittlicher und härter. Mit festem

Ruck schließt sie Fenster und Läden dieser Stube. Es wird dunkel. Dann nimmt sie Milchnapf und Brotlaib und drängt Gabriele gebieterisch aus Erwins Zimmer in das ihre zurück.

Nun stellt sie die Speisen nieder und sperrt umsichtig und gründlich mit einem ziemlich großen Schlüssel des Bruders Kammer ab. All dies geschieht schweigend. Mit steigender Angst verfolgt Gabriele das harte Wesen der Frau:

„Was tust du, Großmama?"

„Absperren!"

„Und Erwin darf nicht nach Hause?"

„Nein!"

„Und ich werde ihn nicht wiedersehen?"

„Nein!"

Gabriele will die Hand der Alten packen, greift aber ins Leere. Sie stößt hervor:

„Und hierher führen darf ich ihn auch nicht?"

Mit zwei Schritten tritt die Großmutter auf den Balkon. Ihr Bauernrücken beugt sich unversöhnlich. Weit ausholend wirft sie den Schlüssel in die Tiefe. Antwort genug! Sie müßte gar nicht erst brummen!

„Wenn du dir den Schlüssel holst!"

Was erlebt Gabriele alles in dem Schwindel des überfüllten Augenblicks! Zimmer und Schlaf ziehen sie zurück, der Gedanke an Erwin reißt sie vorwärts und nicht minder stark die Sehnsucht, sich wieder

unter die unklaren und schmutzigen Dinge des Lebens zu mischen, die sie fürchtet. In einem plötzlichen Wind steht sie auf dem Balkon. Eine kurze spitze Angst noch . . . Und sie wirft sich, immer schneller stürzend, dem unendlichen Raum in die Arme.

Der Raum tötet sie nicht.

Wie ein treues Kamel sinkt er in die Knie und läßt sie sanftmütig niedergleiten mitten auf der gewaltigsten Straßenkreuzung Berlins.

In diesem Augenblick gibt der Verkehrsschutzmann das Zeichen. Von allen Seiten rattern die Autobusse, Lastkraftwagen, Luxusgefährte, Taxameter vorwärts. Gabriele weicht, zur Seite springend, einem langgestreckten blitzenden Prachtwagen aus, da wirft sie die Wucht des Omnibusses nieder. Der langschmetternde übermenschliche Schmerz schleift sie ins Erwachen.

Als Gabriele nach der furchtbaren Operation in ihrem Hospitalszimmer erwachte, bemerkte es niemand.

Es hätte auch schwer bemerkt werden können, denn die Kranke gab kein Lebenszeichen von sich. Sie allein wußte, daß sie erwacht und wieder in der Welt sei. Ihre Augen zu öffnen hatte sie die Kraft nicht. Aber die Lider waren so dünn geworden und durchscheinend, daß sie alles sah, was um sie herum geschah, ebenso wie sie alle Worte hörte, die gesprochenen und auch die ungesprochenen.

Zuerst erkannte sie die Krankenschwester und den Assistenten, die an ihrem Bette standen. Der Assistent hielt noch immer ihren Puls. In der Mitte des kleinen Zimmers sah sie den Professor, den Guten, den sie liebte. Er trug keinen weißen Kittel mehr, sondern einen Pelz und stand aufbruchbereit da. Im Schatten der Tür bemerkte Gabriele noch zwei andere Gestalten, die eine Scheu zu haben schienen, tiefer ins Zimmer zu treten. Die eine: Ein fremder Herr, der einen Notizblock in der Hand hielt.

Der andere Mann aber war Erwin, ihr Bruder.

Ja! Dies war Erwins leise Stimme:

„Und Sie geben keine Hoffnung, Herr Professor?"

Wie machtvoll, wie beruhigend sah der Professor in seinem Pelz aus! Wenn er nur bliebe! Gabriele hörte ihn:

„Es wird alles vom Herzen abhängen."

Natürlich, davon wird alles abhängen. Wie schnell mußte Erwin gelaufen sein! Sein Atem keuchte hörbar. Er wischte sich die Stirn immer wieder mit dem Taschentuch ab. Sein Mantel – auch er trug einen braunen Raglan – stand offen. Eine blonde, feuchte Strähne hing ihm fast in die Augen. Jetzt kam eine weinerliche Frage aus ihm:

„Wie ist das nur möglich gewesen!?"

Und er wiederholte immer wieder, wie ohne Bewußtsein:

„Entsetzlich, unbegreiflich, entsetzlich . . ."

Fast schmerzhaft drang die allzuklare und nahe Stimme des Assistenten in Gabrieles Ohr.

„Wenn Sie wüßten, wieviel Unfallsverletzte während eines Tages in der Charité eingeliefert werden!"

Der fremde Herr zwang seinem Schnarren einen sanft-bedauernden Klang ab:

„Ich bitte um Verzeihung, aber meine Pflicht verlangt, daß ich ein paar Fragen an den Herrn richte. Eine Formalität. Aber nach dem Bericht von Augenzeugen scheint ein Selbstmordversuch nicht ganz ausgeschlossen zu sein."

Gabriele empfand es, wie Erwin über die Zumutung, daß sie einen Selbstmordversuch begangen haben könnte, empört auffuhr:

„Aber das ist ja ein Unsinn, ein krasser Unsinn!"

Der Herr bemerkte höflich:

„Ein Augenzeuge erzählt, daß er die Dame beobachtet habe, wie sie längere Zeit ohne Ziel wie eine Blinde über die Straße geirrt sei und dann dem Autobus geradezu in die Räder lief . . ."

Erwin jammerte gequält:

„Unsinn, vollkommen unlogischer Unsinn . . ."

Der fremde Herr stellte mit amtlichem Beileidston die Frage:

„Wie lange schon ist die Frau Schwester in Berlin?"

Erwin schien von einer gehetzten Redseligkeit ergriffen zu sein:

„Ganz kurz! Sie ist gestern früh sieben Uhr fünfzig mit dem Passauer Zug aus Österreich eingetroffen. Leider hat sich ein Mißverständnis ereignet. Meine Schwester hatte depeschiert, und ich, gehetzt, wie ich leider leben muß, habe den Ankunftstag und die Stunde falsch gelesen, habe mich verlesen. Dadurch ist es geschehen, daß ich nicht an der Bahn war. Ich bin furchtbar erschrocken darüber, aber dann ist es zu spät gewesen. Sie müssen wissen, meine Herren, Gabriele . . . meine Schwester . . . ist äußerst empfindlich, was sage ich, feinfühlig, ja schwärmerisch veranlagt. O mein Gott, wir stehen inniger zueinander als Geschwister sonst; wir waren seit frühester Jugend die besten Kameraden! Sie ist immer mein guter Engel gewesen, fanatisch geradezu, und dies in Zeiten, wo kein Mensch

an mich geglaubt hat. Ach, was erzähle ich Ihnen da, mein Gott, mein Gott . . ."

Erwin unterbrach sich, warf einen Schreckensblick auf Gabriele und verzog sein Gesicht, als müsse er und könne nicht weinen:

„Und jetzt . . . dieses entsetzliche Unglück!"

Der Fremde sah auf seinen Notizblock:

„Die Frau Schwester hat im Hotel ‚Österreichischer Hof' Logis bezogen?"

Erwin wischte sich heftiger die Stirn und sprach immer schneller, so daß Gabriele Mühe hatte, kein Wort zu verlieren:

„Jawohl! In einem schlechten Hotel! Auch das! Wir hätten Platz genug gehabt. Unsere Wohnung ist sehr groß. Sie gehört zwar meiner Frau. Aber das gilt doch gleich. Es war eben eine ganze Kette von Mißgeschick. Schon dieser unglückselige Sonntag. Da haben wir, — das heißt meine Frau, — nun wir sehen viele Menschen bei uns, Freunde. Es wird über künstlerische Dinge geredet, musiziert. Weder meine Frau, noch ich waren vorbereitet auf Gabriele . . . auf meine Schwester . . ."

Gabriele hörte die leise Stimme des Professors:

„Hat es etwa Mißhelligkeiten zwischen Ihnen gegeben?"

Erwin entgegnete, durch diese Frage beleidigt:

„Ganz und gar nicht! Wo denken Sie hin, Herr Professor? Mißhelligkeiten! Warum denn Mißhellig-

keiten? Es war einfach ein Durcheinander! Ich bin vollkommen überrascht gewesen, als Gabriele vor mir stand. Man macht ein dummes Gesicht, wenn man überrascht wird. Und meine Schwester hatte doch jedes Anrecht auf die wahnsinnigste Wiedersehensfreude. Denn wir haben uns viele Jahre lang nicht gesehen. Jetzt bereue ich es tief. Denn auf einmal steht man einander gegenüber, und die vielen Jahre . . . Was sagen Sie, Herr Professor?"

Der Professor hatte nichts gesagt.

Erwin wandte sich nervös an den Fremden.

„Wozu solche extreme Vermutungen? Erklären Sie mir, wo liegt ein Grund für Ihre Annahme vor? Wir haben doch gestern ganz normal miteinander geplaudert . . . Meine Frau war natürlich noch weniger auf den Besuch vorbereitet. Sie wissen ja, wie Frauen sind. Andre Welten! Eifersucht auf die Gegenwart! Eifersucht auf alles Vergangene! Man steht dazwischen . . . Aber ich rede und rede. Und dort liegt sie . . ."

Gabriele fühlte am Stimmklang des Professors, wie tief er in ihr Schicksal vordrang:

„Ist Ihre Frau Schwester verheiratet?

Warum überstürzten sich Erwins Worte?

„Witwe, Herr Professor! Er ist vor drei Wochen gestorben. Hofrat August Rittner, hoher Beamter, anständiger Mensch, nur leider um fünfundzwanzig

Jahre älter als sie. Ich hätte unter besseren Umständen die Einwilligung zu dieser Ehe, die übrigens durchaus glücklich war, keinesfalls gegeben . . ."

Erwin lehnte sich, als habe ihn Schwindel erfaßt, gegen die Wand und schloß die Augen:

„Aber das Leben, meine Herren!"

Der Fremde, der sich von der Tür nicht fortrührte, setzte jetzt seinen unbeteiligt-sachlichen Ton gegen Erwins Erregung:

„Die Frau Schwester hat den gestrigen Abend nicht in Ihrer Gesellschaft verbracht."

„Das ist es ja eben. Sie hat versprochen, daß sie zum Abendbrot bliebe, und plötzlich war sie verschwunden."

„Die Frau Schwester wohnte gestern nachts in Begleitung eines Herrn dem Abschluß des Sechstagerennens bei."

Erwin sah tieferstaunt den Fremden an.

„Aber davon habe ich ja keine Ahnung. Ich selbst hab das Sechstagerennen nie gesehn . . ."

Die Kriminalbeamtenstimme schwelgte in Feststellungen:

„Der Unfall ereignete sich um acht Uhr dreißig morgens. Um fünf Uhr nachts wurde die Dame gesehn, und zwar in der Bahnhofsrestauration am Zoo."

Gabrieles Hand spürte das Zornigwerden in der

Hand, die ihren Puls hielt. Dieser Zorn zitterte auch in der Frage des Assistenten:

„Ist Ihre Frau Schwester das erstemal in Berlin?"

Erwin antwortete kleinlaut, als müsse er einen Vorwurf abwehren:

„Sie hat sehr jung geheiratet und ist deshalb selten über Salzburg hinausgekommen."

Fest und klar kam es vom Munde des Assistenten:

„Meine Herren, ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß die Kranke das meiste von dem hört, was hier gesprochen wird. Außerdem ist es sehr unnütz, Mutmaßungen über Gründe und Ursachen anzustellen. Niemandem hilft das. Es gibt sehr viele Ursachen für das Unglaublichste. Übrigens stamme ich selbst aus einer österreichischen Kleinstadt und bin eines Morgens das erstemal auf dem Anhalter Bahnhof angekommen . . . Verstehn Sie mich recht! Der Verkehr allein ist die Gefahr nicht . . ."

Der Assistent unterbrach sich, als hätte er keine Hoffnung, verstanden zu werden. Er brummte vor sich hin:

„Jedenfalls ist der Verkehr in London viel größer . . ."

Plötzlich aber faßte er die Hand fester, beugte sich vor und horchte.

Gabriele sah durch ihre geschlossenen Lider den bedeutsamen Blick des Professors, der auf den Assistenten gerichtet war. Scharf und wie verabredet klangen die Worte des Assistenten:

„Wenn Herr Professor befehlen, werde ich jetzt die Injektion vornehmen."

Der Professor knöpfte seinen Pelz zu und kommandierte mit unvermittelter Grobheit:

„Ich bitte die Herren das Krankenzimmer zu verlassen!"

Gabriele sah nichts mehr.

Aber sie hörte den schnellen und schluchzenden Atem neben sich. Sie wußte, daß Erwin an ihrer Seite kniete. Sie wußte, daß er weine. Auf ihrer fühllosen Hand spürte sie seine Küsse und Tränen. Sie spürte, daß er diese ihre Hand hielt wie eh und je, daß er sie drücke und presse, an ihr nasche wie an einer Frucht ...

Aber auch Gabriele hält Erwins Hand. Es ist gelungen. Das Fremde ist zerschmolzen. Die Jahre sind zerstäubt. Sie hat den Bruder wiedergewonnen. Sie darf ihn zurückführen ins Haus.

Aber zu keinem Haus und durch keinen Garten

führt der Weg. Sie muß mitten durch den See wandern. Hold und lau schließt sich das Gewölbe des Wassers um sie. Und göttlich leicht läßt es sich atmen im grünlich-blauen Wasserraum. So wohl tut ihr dieses Leben, daß Gabriele es gar nicht merkt, wie lange sie schon Erwins Hand verloren hat.

In der Tiefe des Raums aber erblickt sie die Großmama. Die Frau schreitet immer hinter sich, und Gabriele muß sich beeilen, um nicht führerlos zu werden. Sie ist noch nicht geschickt genug, in diesem Element rasch vorwärts zu kommen. Großmama hat keine Zeit und scheint ungeduldig zu sein. Gabriele hört die ferne Mahnung:

„Komm schneller, damit ich dir endlich dein Leben erzählen kann!"

Geheimnis eines Menschen

I

Mondhaus, Kunsthistoriker, schielte.

Dieses Übel, das wie jedes Gebrechen ohne Zweifel einer Charakteranlage entsprach, machte ihn nicht nur unsympathisch, sondern erzeugte, wenn man mit ihm zu tun hatte, eine eigentümliche Verlegenheit. Mit Mondhaus war ein ehrliches Zwiegespräch nicht möglich, denn es schien, von seinem doppelten Blick zitiert, immer noch ein Dritter dabei zu sein. Sein geschwindes, ungetöntes Reden glich aufs Haar dem Zur-Seite-Sprechen des älteren Dramenstils.

Im übrigen war Mondhaus Spezialist für ‚Österreichisches Barock', worauf ich aber nicht schwören will. Er konnte ebenso Spezialist für ‚Bäurische Glasmalerei' oder ‚Alemannische Frühgotik' sein. Neben dieser wissenschaftlichen Tätigkeit verfaßte er unter dem Titel ‚Italienische Briefe' für einige Zeitungen Artikel, wobei er aus Attentaten, Kunstausstellungen, politischen Meetings, Sportfesten, Sensations-Verbrechen, Opern-Premieren, Gesell-

schaftsskandalen, sozialen Stimmungsbildern, landschaftlichen Impressionen, noblen Bekanntschaften, aus den disparatesten Gewürzen also, eine scharfe Speise zu bereiten verstand. Er war die unüberwindliche Eingeweihtheit in Person. Ich kannte ihn seit langer Zeit. Wer kannte Mondhaus nicht? Es gab sogar Leute, die seine Aufsätze hochschätzten.

An jenem Nachmittag aber schien er außer Rand und Band zu sein. Exzentrischer denn je stocherten seine Augen an Menschen und Dingen vorbei. Seine Doppelzüngigkeit war unerträglich, aber man konnte sich ihr nicht entziehn.

Es ist durchaus nicht meine Art, angesichts alter Palazzi, erlauchter Kunstschätze und verwitterter Mobiliarien die Fassung zu verlieren, und um ihres Anblicks zu genießen, bei der ersten Gelegenheit Strapazen auf mich zu nehmen. Ich brüste mich dieser Stumpfheit keineswegs, verweist sie mich doch im Gegensatz zu schönheitstrunkenen Kennern, in jene niedere unverfeinerte Nervenkaste, die den weniger vornehmen Genüssen des Ohres zugänglicher ist.

Aber ich war diesmal so viele Wochen einsam in der Stadt, hatte außer Kellnern, Portiers und Barkenführern mit keinem menschlichen Wesen gesprochen, daß ich mich der Empfehlung an den Maler Saverio S. plötzlich erinnerte und zur Stunde, erregt von Selbstflucht und Menschenhunger, vor die Stadt fuhr.

Als ich in der vielgepriesenen Villa den Hausherrn nicht allein, sondern eine ganze Gesellschaft antraf, erschrak ich sehr. Ich war des Redens entwöhnt, meine Fähigkeit, mich unter Menschen zu bewegen, war völlig eingerostet, ich spürte in mir jene unfreie Beklemmung, die mir so viele Stunden meiner Jugend verbittert hat. Dies mag der Grund gewesen sein, warum ich mich anfangs allzuwillig an Mondhaus, den einzigen Bekannten, schloß, der mich sofort zur Beute seiner schlechtgezielten Blicke und gutgezielten Kommentare machte.

Er benahm sich, als wäre er hier zu Hause und zog mich bei der ersten Gelegenheit zur Seite:

„Sie kommen also auch unsere Sehenswürdigkeit anstaunen?"

Ich verstand ihn nicht gleich, was ihn aber nicht beirrte:

„Kein schlechtes Objekt für einen Psychologen!"

Wen meint er, dachte ich, während es mir immer unangenehmer wurde, daß er beim Reden meinen Arm antippte:

„Also, erstens gibt er sich für einen Italiener aus. Aber, ich bitte Sie, ist ein Triestiner (bestenfalls ein Triestiner!) ein Italiener? Triest war Österreich. Das kennt man schon. Die Triestiner stammen aus der Bukowina, die Wiener aus Mähren, oder auch umgekehrt . . ."

Jetzt erst wußte ich, von wem er sprach:

„Beachten Sie, bitte, nur sein Italienisch! Es hat denselben bemerkenswerten Tonfall wie sein Deutsch. Und haben Sie seinen Händedruck genossen? Nicht wahr, er bittet einen mit aller Kraft um Verzeihung. Er wird schon wissen, warum . . ."

Ich hatte tatsächlich in Herrn Saverios Händedruck und Begrüßung eine gewisse Übertriebenheit bemerkt. Von dem Druck, der selbst für die Besieglung eines Freundschaftsbundes zu stark ausgefallen wäre, tat mir die Hand noch weh. Ich war ihm fremd und nur ganz oberflächlich empfohlen. Warum hatte er meine Hand mit einem Ruck unmotivierten Einverständnisses an sein Herz gezogen? Warum hatte er seine Augen so tief in die meinen getaucht, als wollte er sagen: ‚Ich erkenne dich' und ‚Nun haben wir einander doch gefunden!'

Auch ohne Mondhausens Einflüsterung hätte ich bemerkt, daß in der Innigkeit dieser Augenbegrüßung, die jedem Gaste in gleicher Weise zu Teil ward, etwas Angestrengtes, Falsches, ja Bittflehendes lag.

Saverio war ein schwerer Mann. Sein glattes, gelbes Gesicht, das einem von betrübtem Fett erweichten Römerkopfe glich, reckte er immer höher, als genüge ihm die Größe seiner glänzend gekleideten Figur noch nicht, trotzdem sie alle überragte. Dieses Sich-immer-höher-Recken aber schien seine einzige Unbescheidenheit zu sein.

Ich habe niemals wieder einen Menschen gesehn, dessen Alter so schwer zu bestimmen gewesen wäre. In seinem dichten Haar fand sich kein einziger grauer Faden.

Er sprach durcheinander Deutsch, Italienisch und Englisch. Letzteres aber tat er nur, wenn er sich an die (welche Seltenheit!) dickliche Engländerin wandte, die einer chinesischen Maske oder tibetanischen Katze glich mit ihrem in der Mitte gescheitelten Grauhaar und dem schiefen, verständnislosen Lächeln. Ich konnte der Kritik des Kunsthistorikers keineswegs zustimmen. Saverio sprach seine Sprachen auf eine Art, die mir gerade wegen ihrer Heimatlosigkeit wohlgefiel. Es ist richtig, auch seine Sprechweise enthielt eine ähnliche Übertriebenheit wie sein Händedruck, aber sie war leise, etwas heiser und ihre bettelnde Melodik schlug angenehm ins Ohr.

Er unterhielt sich mit zwei Damen: Mutter und Tochter. Ich staunte über die glatte Trivialität seiner Komplimente, die mir zu ihm nicht ganz passen wollten. Er schien zu jenen Leuten zu gehören, die angesichts jeder Frau eingebildete Verpflichtungen zu haben vermeinen.

„Jung möchte ich sein, nur daß ich glauben könnte, daß es Hoffnung für mich gibt."

Dies galt der schönen, flammenhaarigen Tochter, die nur selten den bewundernden Blick von ihren eigenen Beinen wandte.

„Was werde ich mit dem Sessel anfangen, auf dem Sie sitzen?"

Das galt der schönen Mutter, die über die geschmacklose Dummheit lachte, deren Schultern aber dennoch Befriedigung zu erkennen gaben.

(Dieselbe Dame sagte einmal in späteren Jahren zu einem Freund: Dieser Saverio war ein interessanter Kerl, aber als Mann kam er absolut nicht in Betracht. Für mich wenigstens. Die Tochter allerdings schien diese Meinung ihrer Mutter nicht zu teilen. Denn sie wäre – wie Mondhaus behauptete – eines Tages mit Sack und Pack bei dem Maler erschienen und hätte sich ihm an den Hals geworfen, worauf sich Saverio höchst ritterlich benommen und das Mädchen der Mutter zurückgestellt habe. Dies ist nur ein Klatsch, ein Gerücht, und ein Gerücht aus dem Mund Mondhausens noch dazu. Viele Gerüchte aber umlagerten die Gestalt dieses Saverio S.)

Während Saverio mit weicher Stimme seine Komplimente schnitt und die Augen andächtig über die staunenswerten Linien der Damen gleiten ließ, waren seine Augen doch tief bekümmert. Manchmal schweiften sie vom Gegenstand ihrer Bewunderung ab und suchten mit dem Ausdruck ertappter Unsicherheit einen Richter in diesem Raum.

Der Gesuchte schien wirklich anwesend zu sein.

Man wird es begreiflich finden, daß ich den Namen

des berühmten, international berühmten Malers nicht nenne, der an jenem Nachmittag in unserer Gesellschaft sich befand. Ein stämmiger Mann von Fünfzig, dessen selbstsichere Gedrungenheit statt in einem normalen Anzug in einem formlosen und dabei eigensinnigen Sack steckte. Haarige Hände mit breitbeschnittenen Nägeln, eisenbeschlagene Stiefel vollendeten das Bild festausschreitender Bauernbodenständigkeit, die zu Saverios Elegance in einem körnigen Gegensatz stand. Das backenknochige Gesicht der Berühmtheit, die große Glatze, der schwarze Bart, dies alles gemahnte deutlich an jenes Selbstporträt von Cézanne, das alle Kenner hinreißt. Ich will nichts Böses sagen, aber diese Ähnlichkeit ging weit. Das Gesicht des berühmten Malers konnte fast ein Plagiat genannt werden. Doch war es gewiß nur ein Plagiat in aller Unschuld, eine Ebenbildlichkeit aus Wahlverwandtschaft.

Der Mann rauchte eine kurze Pfeife, hielt sich abseits, betrachtete die Wände und was an ihnen hing mit Ernst, sah aus dem Fenster, wobei er die Augen zusammenkniff und das Gesehene in Bildausschnitte aufzuteilen schien. Das einzige, was wir von ihm zu hören bekamen, war der Atem, der laut und mühsam seine Nase passierte. Ich bin dem berühmten Maler noch mehrere Male begegnet, erinnere mich aber nicht, fünfzig Worte von ihm vernommen zu

haben. Dagegen trage ich ein ganz bestimmtes, persönlichkeitserfülltes Grunzen im Ohr, das er als Zeichen der Zustimmung oder Ablehnung verlauten ließ, und sehe seine Faust samt einem riesigen auswärts gebogenen Daumen vor mir, mit dem er großzügige Hieroglyphen in die Luft hieb. Eine eindrucksvolle und echte Malergeste.

Nicht zum Vergnügen waren wir in Saverios Haus — dem Sommerpalast irgendwelcher Renaissanceadligen — versammelt. Schon begann unter Vorantritt des Hausherrn die Führung. Ich unterlasse es selbstverständlich, Bilder, Bildwerke, Truhen, Schränke, Türen, Stoffe, Brokate, Samte, die Kostbarkeiten der Jahrhunderte zu beschreiben, die in diesem Haus auf das Unauffälligste und Sparsamste angeordnet waren. Ein Kunstding, eine schöne Sache, wenn es der Zufall uns zeigt, wenn wir's beim Durch-die-Stadt-Schlendern entdecken, kann berauschen. Doch der Zufall, das Unvorhergesehene, die Entdeckerfreude, die Intimität der Stunde gehört dazu. Mit vorschriftsmäßiger Bewunderung und weniger vorschriftsmäßiger Ermüdung aber pflegt man an musealen Herrlichkeiten vorüberzuwandeln. Jede Sammlung bietet sich an und betäubt. Saverios Schätze allerdings waren von besonderer Lauterkeit. Selbst der berühmte Maler gab vor einigen Stücken seine selbstbewußte Teilnahmslosigkeit auf. Dennoch habe ich

fast nichts davon im Gedächtnis behalten, da mich Saverios Persönlichkeit beunruhigte und ablenkte.

Mondhaus rührte sich nicht von meiner Seite. Er schien größte Angst davor zu hegen, daß ein Neuling ungeweiht und gläubig durch diese Räume gehn könnte:

„Für den Fall, daß Sie gar nichts wissen sollten: Weder das Haus, noch die Sachen gehören natürlich ihm. Er ist einfach der Agent Barbieris. Verkauft auf mondäne Weise und spielt den reichen Mann und Künstler. Das ist aber nur die oberste Glasur. Denn er ist eine sehr verwickelte Spezies."

Mich störte das verleumderische Gerede neben mir. Wir waren schließlich im Hause des so übel Ausgerichteten. Wem dieses Haus mit seinen Schätzen gehörte, war mir vollkommen gleichgültig. Ich versuchte loszukommen. Mondhaus aber, der bemerkte, daß mir sein Klatsch auf die Nerven ging, verdoppelte seine Anstrengung:

„Sie müssen mich richtig verstehn. Ich schwärme für Saverio. Er ist ein wirkliches Unikum. Sie halten mich doch hoffentlich für keinen Moralisten, der sich damit abgibt, einen einfältigen Hochstapler zu entlarven. Es ist hier gar nichts zu entlarven, denn alle Welt weiß alles. Ich denke mir aber, Sie interessieren sich für gewisse kulturelle Erscheinungen Italiens. Nun, ich kann Ihnen sagen, ich habe gründliche Studien gemacht. Das Antiquarwesen zum Beispiel! Ein völlig

unausgeschöpftes Thema. Diesen Roman müßten Sie schreiben. Ich stelle Ihnen gerne Details zur Verfügung . . . Schöne Sachen hier, was?"

In diesem Augenblick ließ Mondhaus seine matte Patschhand auf einer edlen Schnitzerei ruhn. Es war eine so sinnwidrige Geste, als ob jemand mit stumpfen Fingern in Blumen greife. Nur ein Hasser der Kunst konnte solche Hände haben und ein belebtes Ding mit ihnen derart anrühren. Er wiederholte:

„Schöne Sachen? Ich frage Sie, was ist echt und was ist falsch? Beruhigen Sie sich! Das wissen die Gelehrten nicht, und nicht einmal die Laien wissen es. Die Entscheidung darüber liegt bei den Museumsbonzen, die es am allerwenigsten wissen. Dafür aber wissen die Herren, was ihre Expertisen in guter Valuta wert sind. — Ich würde die gefälschten Stücke wohl höher bezahlen als die echten. Welch ein Genie steckt in diesen unerkennbaren Fälschungen! Stellen Sie sich nur solch einen Kerl vor, der heute der ältere Bellini ist, morgen Tintoretto, Mantegna, Carpaccio, einmal Donatello, das andere Mal wieder Michelangelo. Übersetzen Sie sich das in die Literatur! Welcher von allen lebenden Dichtern könnte glaubhaft und ohne parodistisch zu werden, sagen wir, ein unbekanntes Shakespeardrama fälschen? Keiner! Bedenken Sie dabei, wie unerschöpflich Italien seit einem Jahrhundert ist! Immer wieder taucht, von den kleineren Göttern zu

schweigen, ein unbekannter Tizian auf, der Händlern und Zwischenhändlern Hunderttausende zu verdienen gibt. Indessen aber sitzt der geniale Fälscher in irgend einem Nest und muß sich mit einer mageren Abfindungssumme zufriedengeben. Ich habe selbst einmal einen dieser großartigen Burschen in seiner Höhle besucht. Das war in Caserta. Man findet sie niemals in größeren Städten . . ."

Wenn die treppauf, treppab geführte Gesellschaft auch in Gruppen ging und Mondhaus nicht gehört werden konnte, so wurde mir sein Tuscheln doch immer peinlicher und ich wollte einen Schlußpunkt setzen:

„Herr S. ist doch nicht nur Sammler, sondern vor allem Maler."

Mondhausens unregelmäßige Blicke versuchten sich höhnisch auf mich zu konzentrieren:

„Maler!? Ich möchte darauf schwören, daß er nicht zweimal im Leben einen Pinsel in der Hand gehabt hat. Ich zweifle sogar daran, ob er die einfachste Tafel restaurieren kann, womit doch jeder zweite Antiquar in Italien seine Karriere beginnt. Er ist ebenso sehr ein Maler wie Sie und ich. Aber in dieser Hinsicht werden wir ihm heute ein wenig auf den Zahn fühlen."

Ich trat schnell von Mondhaus weg zu den andern, die jetzt alle vor einem Holzbildwerk standen. Es war eine sehr frühe Pietà mit einer schief-steifen Madonna und einem verkretschten Christus, der ohne Schwer-

punkt sie als Diagonale kreuzte. Alles war hingerissen. Die Primitiven gehörten zum guten Ton. Selbst die Berühmtheit grunzte und hieb mit dem verbogenen und abgenützten Daumen den Rhythmus des Bildwerks kühn in die Luft.

Ich war von Mondhausens Schwatz schon so sehr vergiftet, daß ich nicht anders konnte und gegen meinen Willen Herrn Saverio S. scharf ins Auge faßte. Und wirklich – so kam es mir damals vor – etwas Blinzelndes und ungemein Verlogenes offenbarte sein Wesen. Er sah die Pietà gar nicht an. Sie schien ihn ebenso wenig zu interessieren, wie ein Kunstwerk einen Museumsdiener interessiert, der es Besuchern erklärt, oder einen Kommis die Ware, die er verkauft. Hingegen hatte er in seinem Gesicht Scheinheiligkeit aufgedreht wie eine Beleuchtung, für die man einen Schalter besitzt, und während seine schöne Hand mit zarten Fingerspitzen die Falten der Madonna berührte, seufzte er dumpf, als kondoliere er zu einem Todesfall, der uns insgesamt betroffen:

„Was sind wir alle dagegen?"

Mondhaus sah mich an. Und auch ich spürte das Hochtrabende und fast Beschämende einer solchen Redensart.

Der Tee wurde in Saverios Atelier genommen. Warum dieser Raum Atelier hieß, war nicht weiter erfindlich, es sei denn, daß er sehr groß war und hohe

Fenster besaß. Ich mußte viel eher an einen Musiksaal denken. Denn ein Flügel, ein Harmonium und etliche Grammophonapparate standen da. Von Staffeleien aber, Leinwanden, Bretteln, Rahmen, Paletten, und was sonst etwa zu den Insignien der Malerei gehört, sah man keine Spur. Dafür häufte sich in einem Winkel verschnürtes, reisefertiges Gepäck, wodurch etwas Provisorisches, eine Aufbruchs- und Fluchtstimmung in den Raum kam.

Warum lud man uns, da so viele Prachtzimmer zur Verfügung standen, zum Imbiß gerade in dieses Atelier, das allen möglichen Verdächtigungen Mondhausens recht zu geben schien? Der angebliche Maler und Hausherr entfaltete eine berückende Liebenswürdigkeit. Er schenkte persönlich das Getränk ein, berührte mich, als ich an die Reihe kam, zärtlich, und äußerte gerührte Freude darüber, daß ich ihm die Ehre gegeben habe. Vor dem berühmten Gast beugte er ehrfurchtsvoll ein Knie, was demütig und vertrackt zugleich aussah. Mondhaus aber bekam einen leichten Freundschaftsklaps, der etwa sagen wollte: ‚Ich kenne zwar deine Hecheleien, aber bei mir schadet dir's nicht.' Nachdem er seine beiden Nachbarinnen, Mutter und Tochter, eine Weile mit der ihm eigenen bettelnden Melodik umsponnen hatte, eröffnete er uns:

„Ich freue mich, Sie alle heute noch bei mir zu haben, denn morgen reise ich ab."

Dabei zeigte er auf die Koffer.

Allseits erhob sich die Frage, wohin er verreise. Er nahm sich gar nicht die Mühe, einer süßlichen Miene Herr zu werden:

„In der Schweiz gibt es schon herrlichen Schnee. Ich bin leidenschaftlicher Skimensch und gehe nach Arosa."

Mondhaus, der neben mir saß, stieß mich an und zischte mir ins Ohr:

„Kein Wort wahr! Die Mitteilung kostet ihm drei Wochen Verbannung nach Treviso, die er absitzen muß, um in Arosa zu sein. Ich kenne das schon. Es ist jedes Jahr die gleiche Geschichte."

Ich suchte an Saverio S. irgend ein Zeichen zu entdecken, das die Sinnlosigkeit der albernen Prahlerei mir hätte erklären können. Hatte es der Besitzer dieses Palazzo und dieser Kunstschätze nötig, mit mittelmäßig-mondänem Gehaben großzutun, mit Dingen, deren keine Kommis-Seele sich rühmen würde? Freilich, er war nur Agent des Palais. Aber das konnte ja auch Verleumdung sein, denn offiziell war er Hausherr. Vielleicht hatte er eine Jugend schwerer Armut hinter sich; und davon bleibt bei den kultiviertesten Leuten stets irgend ein absurder Rest haften. Doch seine Hände waren weichlich und empfindsam. Solche Hände hatten niemals Armut erlebt. — Nach Treviso? Rätselhaft! Aber Saverio klärte jetzt das Rätsel seiner Reise selber

auf, und ich war durchaus geneigt, ihm aufs Wort zu glauben:

„Natürlich, nicht wegen des Sports allein fahre ich nach Arosa. Ein Bekannter, ein Freund sogar, hat dort in der Nähe sein schönes Landhaus. Was? Nein, Sie kennen ihn alle nicht. Ich habe von ihm einen Auftrag . . ."

Mondhausens Fäuste trommelten auf meinen Knien. Saverio schien etwas zu spüren, denn er fügte kleinlaut hinzu, während er leicht-verprügelte Hundeblicke nach der Berühmtheit schickte:

„Wir Modernen können leider keine Fresken mehr mit ehrlicher Überzeugung malen. Der soziale Hintergrund fehlt uns. Um Gotteswillen, ich möchte vor meinem hochverehrten Gast nichts Unbescheidenes reden. Ich ersterbe vor ihm . . . Aber, Sie wissen ja: Große Wände locken den Maler . . ."

Plötzlich schallte Mondhausens Stimme mit unterstrichener Deutlichkeit zu Saverio hinüber:

„Meister! Heute kommen Sie mir nicht aus."

Der Angeredete wurde sofort dunkelrot.

Mondhaus gab nicht nach:

„Seit Jahren schon versprechen Sie uns eine Kollektivausstellung. Und nie noch haben wir ein Bild von Ihnen zu Gesicht bekommen. Ihre Freunde in Arosa haben es gut. Für die malen Sie gleich große Wandgemälde. Und wir haben das Nachsehn.

Jetzt aber ist die Stunde da. Wir sind in Ihrem Atelier versammelt und Sie werden uns nicht entwischen."

Saverio warf den Todesurteilsblick eines Delinquenten auf den berühmten Maler. Der sagte zwar kein Wort, sondern sog, stöhnenden Atems, an seiner Pfeife. Aber dann entstieg ein bereitwilliges Brummen seiner Kehle. Unternehmend streckte er die kurzen Arme vom Leibe, als rüste er sich zu einem Ringkampf, neugierig, wer es mit ihm aufnehmen wolle.

Saverios Stirn war bleich und naß. Er stammelte, um alle Fassung gebracht:

„Unmöglich! Sie sehen: meine Sachen sind eingesperrt oder weggesperrt. Wie soll ich . . ."

Mondhaus beharrte ruhig:

„Ein Maler packt und sperrt nicht alle Bilder ein."

„Ich habe nur ganz wenige Sachen hier. Und die sind alt und unbedeutend. Ich kann nicht . . ."

„Das sind kindische Geschichten!"

Saverio wandte während seines Kampfes die Augen nicht von der Berühmtheit:

„Ich werde doch nicht einem solchen Meister zumuten . . ."

Mondhaus trumpfte auf:

„Freuen Sie sich darüber, daß Sie einen großen Mann vor sich haben. Auf das Urteil von uns andern werden Sie weniger Wert legen."

Saverio neigte seine unglückliche Stirn und schwieg eine Weile verzweifelt. Dann klagte er wieder auf:

„Ich kann nicht!"

Aber schon erscholl ringsum die verletzende Zurede, mit welcher eine Gesellschaft von Gleichgültigen den Künstler in Gnaden auffordert, sein Werk ihr preiszugeben:

„Keine Ausflüchte bitte!"

Saverio, für den ich zitterte, war verloren. Er erhob sich als ein fetter alter Mann und ging zu einem der Fenster, durch das schon dunkelgoldnes Spätnachmittagslicht drang. Er hatte wirklich Pech. Eine halbe Stunde später und es wäre Abend gewesen. Kein Kunstverständiger hätte dann mehr verlangen können, ein Bild zu betrachten.

Man konnte nach einer Weile deutlich bemerken, daß Saverio zu einem Entschluß gekommen war. Aber er tat etwas vollkommen Unerwartetes.

Bedächtig, wie um Zeit zu gewinnen, ging er zu einem Grammophon, kurbelte an und setzte die Platte in Gang. Aus dem Apparat begann Carusos Stimme ihre gewaltigen Kantilenen zu schleudern. Aber nicht genug damit! Jetzt entfesselte der Bedrängte den elektrischen Mechanismus, der dem Klavier im Nacken saß und den mächtigen Gesang überdonnerte eine von klobigen Gespensterpratzen getrommelte Bravouretude.

Es war unbeschreiblich. Kein Lärm ist grauenhafter,

dämonischer als das unfreiwillige Durcheinandertönen verschiedenartiger Musiken. Davon kann sich jeder überzeugen, der auf Lustplätzen, Jahrmärkten, Lunaparks im Klangbrennpunkt mehrerer Ringelspielorgeln stehenbleibt. Derartige Polyphonie ist das tönende Abbild der zerstörten Seele, des Wahnsinns, des Abgrunds.

Und hier gar, in einem hohen, hallenden Raum!

Was war damit beabsichtigt? Sollte unsre Urteilskraft zermürbt werden? Verlangte das leidende Gewissen solche Betäubung? War es ein Ausbruch des in die Enge Getriebenen oder eine wüste Pose? Wir sahen uns alle an. Selbst Mondhaus war erstarrt. Nur der berühmte Maler blieb völlig kalt und gleichgültig. Er sah drein wie ein kühler Fachmann, der keineswegs gewillt ist, sich durch taschenspielerischen Lärm um den Verstand bringen zu lassen. Er war nicht überrascht und schien den Radau zu kennen, den Schwindler schlagen, wenn sie ertappt werden. Aber um ihres selbstsicheren Gleichmuts willen begann ich die Berühmtheit jetzt zu hassen.

Saverio hatte unversehens irgendwoher ein Bild hervorgezogen. Es war ein recht kleines, gerahmtes Ding unter Glas.

Er wartete, bis wir alle zu ihm getreten waren, dann machte er plötzlich scharf kehrt, so daß er mit dem Gesicht zum Fenster stand. Und jetzt, mit einem

krampfhaften Ruck, hielt er das Bild gegen das Licht, stieß es geradezu in das goldene Rechteck des Fensters hinein.

Man sah eine schwarze gläserne Fläche, sonst nichts.

Alles schwieg und nur die verfitzte Musik höhnte in die Szene hinein.

Mondhaus faßte Saverio am Arm:

„Umdrehn, Meister, umdrehn! Wir sehen schlecht."

Da aber bleckte der Verhöhnte die Zähne und mit unbeherrschter Wut brach es aus ihm:

„Nichts verstehn Sie, Mensch! So ist es richtig, so, so, so!"

Diese plötzliche Wut erschreckte mich. Sie stand im schärfsten Gegensatz zu Saverios bisherigem weichen Wesen.

Wie um Erlösung und Hilfe zu finden, wandte sich der vor Erregung bebende Mann nach dem berühmten Maler um. Der aber stand längst nicht mehr hinter ihm, hatte das Bild kaum mit einem Blick gestreift und schlenderte mit eisenklappernden Schritten durch das Atelier, höchst interessiert für das schmetternde Wirbeln der Schallplatte. Als verkörperte Souveränität und Mißachtung hielt er sich abseits. Von dem Charlatan dort, der einen bräunlichen Fleck gegen das Licht hielt, zu der echten Kunstbestrebung, welche das Gedicht der Welt in unbestechlichen Farben wiedergibt, von Saverio zu ihm selbst führte keine Brücke.

Trotz des lärmenden Geplärres aber, trotz des weit lärmenderen und peinvollen Schweigens hörte ich ein Aufschluchzen in Saverios Brust und hörte, wie seine Zähne leidenschaftlich knirschten.

Länger war es nicht zu ertragen. Jemand mußte jetzt ein Wort sprechen. Ich! Um es zu vermögen, trat ich ganz nahe an das Bild, denn ich war überzeugt davon, daß uns Saverio nicht zum Narren halte.

Zuerst begegnete mir in dem dunklen Glase nichts als mein eigenes Spiegelbild. Ich aber war gewillt, mein Spiegelbild zu durchdringen und zu überwinden. Und wirklich, vor dem schärferen Blicke verschwand es nach und nach. Langsam aber löste sich aus dem schwarzen Fleck ein geisterhaftes Männerantlitz von solcher Seelenkraft, so einzigartiger Leidenserfahrung, daß ich es jetzt, wo ich nach Jahren dies niederschreibe, daß ich es jetzt und immer mir vor die Augen rufen kann.

Gewiß, ich bin ein Laie und muß mich vor dem Urteil der Wissenden beugen. Aber ich weiß, was ich sage. Nur ein Männerbildnis noch hat einen ähnlichen Eindruck gemacht wie dieser Kopf, der aus dem unbestimmten Grunde des spiegelnden Glases für einen Augenblick sich hob. Es mag eine Blasphemie sein, aber ich kann mir nicht helfen: . . Rembrandts König Saul, der den Vorhang an die Augen zieht . . .

War es Malerei, Gaukelei, meine eigene Imagination?

Ich weiß es nicht.

Aber festgebannt und zugleich erfüllt von starker Freude, der Berühmtheit zu trotzen, rief ich aus:

„Wie schön ist das!"

Und hinter mir antwortete jubelnd Saverios Stimme:

„Nicht wahr!?"

II

Diesem Ausruf hatte ich es zu verdanken, daß mich Saverio nicht mit den andern entließ.

Während die Gesellschaft sich empfahl, – es geschah recht unvermittelt, – war er nicht mehr der Mensch jenes heimlichen Aufschluchzens und Zähneknirschens, sondern wieder ein eleganter Hausherr und phrasengeschniegelter Lebemann, der den frühen Weggang der Freunde bedauerte, und mit streichelnder Stimme insbesondere den Abschied von den beiden Schönen beklagte. Die Charakterlosigkeit einer solch raschen Wandlung war kaum zu glauben. Selbst Mondhaus, der ihm so Böses zugefügt hatte, wurde eifrig ermuntert, wiederzukommen. Auch der große Maler schied, mit Dank für seinen Besuch überhäuft.

Da aber ich als Letzter gehen wollte, drängten mich Saverios Hände mit pressendem Druck ins Atelier zurück.

Wir waren allein. Ich muß gestehn, daß ich jetzt etwas ‚erwartete', sagen wir: ‚Die Wahrheit'. Ich wurde enttäuscht. Denn Saverio rannte, peinlich übertrieben, durch den Raum und ereiferte sich:

„Gibt es größere Schurken, als Künstler? Haben Sie ihn beobachtet?"

Er nannte den Namen der Berühmtheit:

„Kein andrer Hochmut kann so satanisch sein! Haben Sie gefühlt, wie der Farbensimpel mich verachtet, weil mein Bild nicht die gültige Couleur hat? Gar nicht angeschaut hat er's. Derartiges existiert für ihn nicht. ‚Dunkle Sauce,' denkt er, ‚als hätten niemals Franzosen gelebt!' Wie sicher er ist, der beschränkte Kerl! Er könnte sich gar nicht vorstellen, daß es einen andern Weg gibt, als den seinen."

Saverio machte ein gequältes Gesicht, wie einer, dem wider Willen das Wort im Munde unwahr wird. Er rannte noch immer umher. Dann rief er:

„Glauben Sie nicht, daß auch ich ringe?"

Das alles war so exageriert vorgebracht, daß ich kein Wort fand. Auch geht mir der Ausdruck ‚Ringen' gegen den Appetit. Der Erregte überfiel wieder meine Hand:

„Sie allein haben mich verstanden!"

Etwas in meinen Augen schien ihn zu ärgern. Denn er wurde plötzlich ganz gelb und änderte den Ton:

„Haben Sie mein Bild genau gesehn?"

Diese Frage verwirrte mich so sehr, daß ich nicht wußte (und bis zu diesem Augenblick nicht weiß), ob ich das seelenvolle Männerbildnis wirklich gesehen habe oder nicht. Aber ich entgegnete mit Festigkeit:

„Genau!"

„Überlegen Sie sich's! Könnten Sie einen Eid ablegen, den Kopf gesehn zu haben?"

Trotzdem ich meinen Zweifel nicht zu überwinden vermochte, sah ich ihm in die Augen und sagte:

„Ja!"

Er aber zwinkerte:

„Und was, wenn dieser Kopf nur Suggestion ist?"

War er so geltungshungrig, daß es ihm auf einmal gefiel, statt des Malers den Hexenmeister zu spielen? Ich lachte:

„Leider bin ich kein Medium. Suggestion wäre Ihnen bei mir nicht gelungen. Übrigens versuchen Sie es doch noch einmal! Wo ist das Bild?"

Er schwieg und schaltete die Beleuchtung ein, so daß ein höchst unangenehmes Zwielicht entstand, denn draußen war es noch lange nicht Nacht. Nun kam er ganz nah an mich heran und sprach leise, als müsse er Schmerzhaftes verraten:

„Sie sind ein Freund von Herrn Mondhaus! Und Herr Mondhaus hat Ihnen gewiß angedeutet, daß ich kein Maler bin."

Ich verwahrte mich energisch!

„Ich bin kein Freund von Herrn Mondhaus. Aber es ist wahr, daß er davon überzeugt ist, daß Sie kein Maler sind."

„Und was glauben S i e?"

„Ich habe Ihr merkwürdiges Bild gesehn und glaube unbedingt, daß Sie es gemalt haben."

Saverio schien von meinem Credo gar nicht besonders erfreut. Vielleicht mißtraute er mir:

„Warum glauben Sie es? Was gibt Ihnen denn das Recht, es zu glauben?"

„Darauf habe ich keine Antwort."

Saverio blieb hartnäckig:

„Nehmen wir zum Beispiel an, ich hätte irgend eine alte verräucherte Schwarte gegen das Licht gehalten .."

Ich schwieg. Saverio aber hob das Wort ‚Freund' hervor, um mich zu ärgern:

„Ihr Freund, Herr Mondhaus, hat Ihnen noch andre Eröffnungen über mich gemacht. Mein Haus sei das Geschäftslokal von Barbieri. Was? Ich sei eine Art Zuhälter von ihm. Was? Meine Aufgabe wäre es, reiche Amerikaner hereinzulegen. Was?"

Ich erklärte, daß mich diese Tatsachen alle nicht interessierten. Saverio aber lief durchs Atelier und behauptete, wobei sein Wesen wiederum eine unangenehme Süßlichkeit annahm, er wäre leider Ästhet und könne ohne eine Umgebung von schönen Dingen nicht leben. Dann aber gab er sich seinem Haß hin:

„Was das für Durchschauer sind, diese Mondhäuser! Sie sehen wirklich alles, was zu sehen ist. Mondhaus! Finden Sie nicht, daß alle Menschen den richtigen Namen tragen?" Er blieb stehen:

„Mond! Vom Mond sieht man immer nur eine Seite, nicht wahr?"

Aber ehe ich noch darauf antworten konnte, erklärte er:

„Sie müssen wissen, ich bin sehr ungebildet, habe viel zu wenig gelernt."

Auch dieses Geständnis erschien mir unglaubwürdig.

Er fixierte mich:

„Wie alt sind Sie?"

„Anfang Dreißig!"

„Und Sie sollen berühmt sein? Wie?"

Ich mußte lachen:

„Von allen Leiden drückt mich der Ruhm am wenigsten."

Er blieb tiefernst:

„Ich werde Ihnen etwas sagen: Versuchen Sie es erst mit Vierzig berühmt zu werden! Aber schön langsam! Nach und nach!"

Ich wunderte mich über dieses Rezept:

„Warum geben Sie mir so einen komischen Rat?"

Er dozierte:

„Warum? Weil Ihnen dann nicht mehr viel passieren kann. Denn, Herr, es ist schrecklich, berühmt *gewesen* zu sein!"

Trotzdem auch dieser Satz reichlich bombastisch klang, fühlte ich eine Scheu, weiter zu fragen. Er aber schaltete aus unverständlichen Gründen die Deckenbeleuchtung wieder aus und ließ nur eine entfernte Steh-

lampe brennen, wodurch das fortgeschrittene Zwielicht noch deprimierender wurde. Dann meinte er, um mir Mut zu machen:

„Es ist noch Ruhm genug übrig für einen Dichter. Nehmen Sie Dante! Der Unglücksmensch hat Hölle, Fegefeuer, Paradies verfaßt, aber den Wald ist er uns schuldig geblieben."

Saverio stellte sich wie ein betrübter alter Komödiant in Positur und begann die ersten Terzinen der Commedia zu rezitieren.

Ich muß an dieser Stelle eine Erinnerung einschalten: Während des Krieges kam ich einmal nach Gemona, einer kleinen Stadt in den venezianischen Alpen, wo ein österreichisches Korpskommando lag. Als einzelreisender Soldat, der seine Truppe suchte, also nirgends hingehörte, fand ich in den überfüllten Ubikationen des Städtchens kein Quartier. Gegen Abend geriet ich, auf einem Spaziergang außerhalb des Ortes, in einen größeren Bauernhof, wo man mich freundlich aufnahm. Merkwürdigerweise war das Anwesen von einer Einquartierung verschont geblieben. Ich erhielt — es kam mir wie ein Wunder vor — ein eigenes Zimmerchen mit einem weißen Bett, gut genug für einen General, so daß ich die ganze Zeit Angst hatte, aus dieser sauberen Kammer, die meiner militärischen Charge nicht gebührte, verjagt zu werden. Meine Wirte, ein alter Bauer und eine lange, hagere Bäue-

rin, die merkten, daß ich nichts zu essen hatte und verbotenerweise schon die „eiserne Ration" hervorzog, luden mich in ihre Stube ein. Dort bekam ich Polenta vorgesetzt und einen guten roten Wein. Die Eheleute, die selber auf italienischer Seite zwei Söhne im Krieg hatten, und denen ich aus diesem oder einem andern Grund sympathisch war, schenkten mir sehr eifrig ein und tranken ebenso eifrig mit. Vom Wein und von einer starken Sympathie für das Paar erregt, begann ich von meiner Liebe für das italienische Volk zu sprechen, um so begeisterter, als ich in feindlicher Uniform die Gastfreundschaft eines italienischen Hauses genoß. Ich hatte mich in Hitze geredet und erzählte diesen alten Bauersleuten von dem Glück, das ich in meinem Leben durch die italienische Musik erfahren habe; dabei war ich mir in meinem leichten Rausche bewußt, daß ich kaum verstanden werden würde. Aber ich wurde wunderbar verstanden. Denn das hagere Weib, das mir die ganze Zeit über stumm zugehört hatte, sprang plötzlich auf und stand in ihrem schwarzen, verwetzten Kleide groß in diesem niederen Raume da, die Megäre einer finsteren Begeisterung. Und ohne abzusetzen, ohne sich zu verwirren, rezitierte die alte abgearbeitete Bäuerin in langhintönenden Versen den ganzen ersten Gesang der Göttlichen Komödie. Es war nicht Prahlerei, was noch immer großartig genug gewesen wäre, es war keine irgendwann erlernte

Deklamation, es war ein feurig-erbitterter Ausbruch von Patriotismus, mehr als das, von Rasse.

In dem großen Bauerngemach von Gemona hatte mich damals zum erstenmal das strenge Wunder des lateinischen Blutes angeweht.

Und jetzt nach langer Zeit hörte ich den Schall dieser Terzinen wieder, aus dem Munde Saverios. Aber es war in schauspielerhaftem Hohlklang nichts als billigste Banalität, die verstimmte, ein Beweis geradezu für Fremdstämmigkeit, nein, für trüben Rassenmangel. Vorhin hatte er von seiner Unbildung gesprochen. Jetzt wollte er mich — das war ganz seine Art — durch diesen schallenden Vortrag vom Gegenteil überzeugen. Ich empfand in diesem Moment, Saverios Unglück müsse im Körperlichen liegen. Derartige Empfindungen aber lassen sich schwer begründen. Er hatte seine Deklamation beendet und zog den Schluß:

„Was geht mich Inferno, Purgatorio, Paradiso an? Vom Walde will ich hören, von der ‚selva oscura'! Der Wald, in dem alles verkehrt ist, wo jeder Schritt ins Ausweglose führt, diesen Wald dichten Sie uns, mein Lieber . . ."

Er setzte sich schweratmend nieder. Die Terzinen hatten ihn erschöpft. Seine Augen, bemerkte ich jetzt, waren ungewöhnlich klein und tiefliegend. Während er bisher nicht geraucht hatte, steckte er sich nun eine

Zigarette an. Die Bewegung, mit der er aus einer Kassette die russische Zigarette mit langem Papiermundstück holte, war hastig und schuldbewußt, als breche er ein Gelübde damit. Von diesem Moment an hörte er nicht mehr auf, zu rauchen. Er sah mich, sehnsüchtig seinen ganzen Körper mit dem Aroma befriedigend, wie ein Verschwörer an:

„Sie sind, schätze ich, ein äußerst leichtgläubiger Mensch ... Übrigens glauben Sie, bitte, was Sie wollen!"

Da beschlich mich ein Leiden um diesen Mann. Vielleicht merkte er etwas, denn er wurde grob:

„Mit Zwanzig und Dreißig hat man kein Talent zu haben! Wissen Sie denn, wie das Talent einen Menschen vergiftet?! Was ist der ganze Erfolg unseres Genies, meines berühmten Gastes? Seine Talentlosigkeit, sage ich Ihnen. Sie stählt die Energie wie eine dauernde Kaltwasserkur. Mit zwanzig Jahren war der Mann gewiß ein öder Büffler und noch heute muß er bei der kleinsten Steigung die Vollkraft einschalten. Aber er kennt seinen Wagen! Ein Maler, Maler, Maler! Er hat nicht eine Stunde wirklich gelebt. Aber von diesen Schwerarbeitern geht der ganze neidige Haß und Hochmut aus ..."

Er fuhr wütend auf und schlug sich übertrieben gegen das Herz, daß es hallte:

„Jeder hat sein Tabernakel!"

Eine Ahnung dämmerte in mir. Ich trat dicht vor Saverio hin:

„Ich bin überzeugt, daß in Ihnen noch immer die Kraft lebt. Der Kopf, den Sie uns heute gezeigt oder besser, verborgen haben, beweist es!"

Er sah an mir vorbei:

„Sie glauben also wirklich, daß ich nicht nur ein Antiquitätenagent etcetera bin?"

Saverio machte ein paar willensschwache Handbewegungen; er schien mit sich zu kämpfen:

„Ich kann Ihnen ja den Beweis erbringen."

Er umkreiste zögernd den Schreibtisch, machte auf einmal halt und riß mit wilder Geste aus der Schublade eine gelbgeheftete Broschüre, die er mir hinreichte. Dabei stieß er schnell hervor, als müsse er sich zu einer Schmach bekennen:

„Ausstellungskatalog!"

Aber kaum hielt ich die Broschüre in der Hand und wollte den Titel lesen, entriß er sie mir wieder. Es war der nämliche Ruck, das nämliche Versteckenspiel, die gleiche Scham wie vorhin bei der Zeigung seines Bildes. Das Schicksal aber fügte es, daß durch den Ruck das Titelblatt zerriß und ich ein Stück schlechtes ausgezacktes Papier in der Hand hielt, worauf nichts anderes zu erkennen war als der Verlagsort — Paris — und die Endsilbe von Saverios Namen, die auf die Hälfte aller italienischen Namen paßt. Dieses Miß-

geschick machte ihm außerordentliches Vergnügen. Er höhnte:

„Haben Sie gelesen?"

Ich bot ihm die Stirn und log:

„Ich habe Ihren Namen auf dem Titelblatt gelesen!"

Er amüsierte sich:

„Dann ist ja alles in Ordnung."

Nun aber konnte ich meinen Ärger nicht länger beherrschen. Er sollte nicht allzu leichtes Spiel haben:

„Ich hätte die größte Lust, Ihre neuen Arbeiten zu sehn!"

Er lachte noch immer:

„Wer sagt Ihnen, daß ich ein Künstler bin oder jemals war?"

„Sie selbst haben von einem Auftrag in Arosa gesprochen!"

„Und Sie sind der Meinung, daß ich nach Arosa fahre?"

„Warum soll ich daran zweifeln?"

„Und Sie halten diese Koffer für gepackt und reisefertig?"

„Selbstverständlich! Sonst würden sie nicht im Wohnraum stehn!"

Da kam ein zugleich füchsischer und irrer Ausdruck in Saverios Züge, ein häßlicher Triumph. Er lief zu dem Gepäck, ergriff die Stücke und warf sie leichter Hand in den Raum. Die Taschen öffneten sich, die

Koffer klafften, Einlagen fielen heraus. Und alles war leer.

Jetzt packte ich seine Hand:

„Wozu tun Sie das? Wen mystifizieren Sie?"

Der füchsische Ausdruck verstärkte sich. Er sah wirklich aus wie ein gemeiner Agent. Seine dicke Unterlippe bebte:

„Wen ich mystifiziere? Sie selbst haben doch mein Bild gesehn und gelobt! Wozu ich das tue? Fragen Sie Mondhaus! Mondhaus weiß alles, Ihr Freund! Alle wissen alles ..."

Saverio hatte dies weder geschrien noch auch vorhin, während er die Koffer ins Zimmer warf, sich angestrengt. Und doch geschah etwas, was ich noch bei keinem Menschen gesehn habe. Ohne Grund begann es auf seiner Stirn zu perlen, über seine Wangen liefen immer schneller dicke Tropfen und selbst das schwarze Haar wurde sichtbar feucht. Es war ein starker, unverständlicher Schweißausbruch. Wenn man es so sagen darf, der schwere Körper des Mannes weinte aus allen Poren. Er selber aber schien nichts zu bemerken. Unvermittelt und geradezu unhöflich kam es:

„Schade, daß Sie mich schon verlassen wollen!"

Trotz dieser brüsken Verabschiedung entschloß ich mich nur mit schlechtem Gewissen, davonzugehen. Was für einen Abend würde Saverio mit sich allein erleben!?

Ich habe ihm den beleidigenden Abschied niemals übelgenommen.

Er aber verwandelte sich sofort wieder in den geleckten Salonmenschen, zog allerhand freundliche Erkundigungen ein, half mir in meinen Mantel, tat besorgt, daß ich gut nach Hause komme. Zum Schluß geleitete er mich zur großen Treppe, die von der Halle ins Stockwerk führt. Hier brach für einen Augenblick das andre Wesen wieder durch seine Maske. Er fragte:

„Sie sind doch ein gesunder Mensch?"

Ich starrte ihn an.

Er tätschelte meine Hand:

„Dann ist ja alles gut und Sie müssen keine Angst haben. Ich danke Ihnen. Es war wirklich eine entzückende Stunde, die Sie mir geschenkt haben..."

Ich wollte ihm gerade die Hand reichen, als ich sah, daß ein junges Mädchen die Stufen heraufkam. Um dem neuen Besuch nicht unhöflicherweise auf der Treppe zu begegnen, wartete ich. Die schmale und elegante Erscheinung aber stieg langsam Stufe für Stufe empor. Ich wunderte mich darüber, daß dieses Mädchen einen Schleier vor dem Gesichte trug, was zur heutigen Mode in einem auffälligen Gegensatz steht. Saverio stellte mich vor und nannte den Namen des Gastes: Contessa Fagarazzi.

Er küßte ihr die Hand und fragte dabei nicht ohne Strenge, warum sie so spät erst komme. Die Dame

schlug den Schleier zurück und ich erkannte das emaillierte, paraffinierte Gesicht einer alten Frau, dessen Verwüstung durch Starrheit und Glätte des Überzugs nur noch deutlicher wurde. Sie wollte Antwort geben, aber kaum hatte sie ein paar Worte gesprochen, als ihr violettgefärbter Mund von einer Art Veitstanz ergriffen wurde, sich krampfte, spitzte, drehte, krümmte, und von Zuckungen hin und her gerissen ward.

Dieser nervöse Mund-Tick war mir nichts Neues. In meiner Kindheit habe ich mich vor einer alten Person gefürchtet, die von demselben Übel besessen, durch die Straßen lief. Die Kinderfrauen erzählten untereinander, sie wäre eine boshafte Klatschbase gewesen und ihr Leiden sei die Gerechtigkeit Gottes. Ganz abergläubisch ist diese Auffassung nicht, wenn man bedenkt, daß oft das Schicksal den menschlichen Körper in seinen hervorragenden oder sündigenden Organen trifft.

Die Contessa Fagarazzi machte den Eindruck einer gequälten Frau, die eine hastige Sache ausplaudern will, aber keinen Ton hervorbringt. Saverio sah eine Weile dieser Besessenheit mit Ekel zu, dann befahl er:

„Gehn Sie hinein!"

Die Frau gehorchte demütig.

Er entließ mich daraufhin mit noch gesteigerter Herzlichkeit. Mir aber fiel sofort auf, daß er mich, im Gegensatz zu den übrigen Gästen, nicht aufgefordert hatte, ihn wieder zu besuchen.

Ich mußte, um nach Hause zu kommen, in der Lagunenstation F. das Dampfboot nehmen. Die Spätherbstnacht war voll Gefahr. Man atmete einen verpesteten Nebel und Wasserfäulnis ein. Meine frierende Müdigkeit stellte sich immer die gleichen monotonen Fragen:

„Habe ich das Gesicht auf dem Bilde wirklich gesehn?" – „Ist er ein eitler Schwindler, ein paradoxer Wichtigtuer, oder tatsächlich ein Maler?" – „Steht auf dem Ausstellungskatalog sein Name?" – „Was hat er mit seinen dunklen Andeutungen über Talent und Jugendruhm beabsichtigt? Umgibt er sich mit einem sentimentalen Nimbus, um seine Händlerexistenz zu entschuldigen?" – „Was sucht die alte Schachtel mit dem nervösen Tick am Abend bei ihm?" – „Warum fragt er mich, ob ich gesund sei?" – „Warum hat er mir Eröffnungen gemacht, und mich dann nicht mehr eingeladen?"

Am stärksten aber beschäftigte mich immer wieder die Frage nach der Wirklichkeit des Gesichtes auf dem Männerbildnis.

Die Rätsel waren nicht zu lösen.

Je länger aber die Fahrt dauerte, um so deutlicher empfand ich, daß dieser Saverio trotz allem – ich kann es nicht glaubhafter ausdrücken – ein Mensch von unerklärlicher Einwirkungskraft war.

Ich warnte mich vor mir selber, vor dem Illusio-

nisten, der in mir steckt. Andre Leute würden gar nichts an dem Manne finden und ich selbst hätte noch längst nicht die Reife, *Wirkliches* zu erkennen und fiele immer wieder der romantischen Sucht zum Opfer, das „Interessante" in die Menschen hineinzukonstruieren. Es könnte mir doch höchst gleichgültig sein, ob Saverio ein Maler sei oder nicht. Wie bedeutungslos wäre diese Frage..

Nein! Sie war doch nicht bedeutungslos. Das Malersein hatte hier einen andern Sinn, es war symbolisch für eine höhere Existenz, die sich gegen einen niederen Anschein nicht durchsetzen konnte.

Wie quälend! Ich versuchte, an diese Dinge nicht mehr denken zu müssen! Aber ich kam nicht los davon, was bei dem raschen Ablauf meiner Gedankenbilder eine Seltenheit ist.

Auf dieser Dampferfahrt erfüllte mich der fremde Mensch von Minute zu Minute zudringlicher. Ich legte mir endlich eine gläubige Deutung zurecht, wobei ich aber das unangenehme Lachen Mondhausens nicht aus dem Ohr bekam:

— Saverio ist ein genialer junger Mensch gewesen. Seine ersten Arbeiten haben außerordentlichen Erfolg gehabt. Er war aber leider nur eine jener Begabungen, die mit der Jugend absterben. Deshalb hat er von der vergiftenden Wirkung des frühen Talents und frühen Ruhms gesprochen. Seit zwanzig Jahren malt er keinen

Strich mehr. Diese Unfruchtbarkeit ist die Quelle seiner Leiden und Lügen. Er hält die Fiktion der Kunst aufrecht, weiß aber genau, daß man ihn durchschaut. —

So etwa lautete die Deutung, die ich mir auf dem Schiff damals zurechtlegte.

Merkwürdigerweise hatte ich in dieser Stunde eine ungefähre Vorstellung von den Bildern, die der junge Saverio einst gemalt haben mochte. Sie verband sich mit dem Eindruck, den in meiner Jugend Gabriel Max auf mich gemacht hatte, einer jener Maler, der durch die Woge des französischen Impressionismus und der seither zur Herrschaft gelangten Kunstauffassung verschlungen worden ist und jetzt alle Geltung verloren hat.

Ich mußte an Maxens „Seherin von Prevorst" denken: — ein schlechtes Bild sagt man —, aber mir ist es einmal ein starkes Erlebnis gewesen, dieses durchscheinende Mädchen, das auf dem Totenbette die okkulten Zirkel und Pläne jenseitiger Welten bestarrt. Ihr Antlitz und andre leidens- und wissensgezeichnete Köpfe zogen an mir vorüber und alle hatte sie jener Mann gemalt, der bestenfalls aus Triest stammte, dem prächtigsten aller Antiquitäten-Geschäftslokale vorstand, in Arosa eine Filiale für Ski-Ausrüstung unterhielt und als tadellos-modern kostümierter Weidmann in Dantes Wald (ein Wegweiser trug die Aufschrift „Selva oscura") auf Pantherjagd ging. Er war aber nicht

allein. Verliebt schritt an seinem Arm ein junges Mädchen mit einem uralten, armen Gesicht, dessen Name mir bekannt war: Margarete Maultasch.

Dies alles zog vorbei und ich schlief ein.

Aber immer wieder fuhr ich aus meinem traurigen Schlaf, denn viele Grammophone heulten mir ins Ohr, das elektrische Klavier donnerte und unter mir stampfte die Schiffsmaschine.

III

Wäre diese meine Geschichte erfunden, so hätte ich jetzt die Pflicht, eine gutpointierte Lösung zu ersinnen und die Gleichung der Charakterstudie restlos und überraschend aufgehn zu lassen. Aber die Mathematik des Schicksals ist keine Schulaufgabe. Ich dichte nichts hinzu, nehme nichts hinweg und gebe keine Erklärungen. Das Leben schleicht verzweifelt undramatisch, es verkrümelt, es zerbröckelt alles und läßt es fallen aus langsamer Hand.

Ein und ein halbes Jahr später feierte man die Eröffnung der großen „Internationalen Kunstausstellung" in den giardini pubblici.

Ich bin, wie gesagt, kein Freund von Museen und Galerien. Welche Barbarei ist eine mit Bildern dicht behängte Wand. Aus zwanzig sinnlos aufgeklappten Schächten starren zwanzigmal Landschaften, Köpfe, Kreuzigungen und Viktualien-Arrangements aus ihrer Welt in die unsrige, die durch das bißchen Oberlicht nicht zur Genüge verzaubert ist. Zwanzig Farbnaturen schießen, wetteifernd, ihre Strahlen auf den betäubten Beschauer, ein hitziger Kampf, dessen Opfer der Unschuldige ist. Zwanzig Seelen, zarte, verklärte, freche, üppige, haßerfüllte, singen nebeneinander ihr

Lied und der Jahrmarkt der Farben zwingt selbst die feinste dazu, sich zu überschreien. Man möchte oft diese Fenster in eine andre Welt wütend zuschlagen, aber es gelingt nicht einmal, den Blick an ihnen vorbei in das Leere der Wand zu retten.

Ganz anders hingegen ist es mit dem Eröffnungstag einer Kunstschau bestellt. Er hat seine eigene festliche Erotik, wie sie in anderm Sinn sonst nur das Theater kennt.

Was kümmert uns die Kunst? Was geht uns das Streben, das „Ringen" der vielen Maler an, die sich, unerkannt, durch die Menge drängen und in bleicher Erwartung, jetzt und zu keiner besseren Stunde, ihren Dank ernten wollen? Wir sind keine Kritiker. Wir bringen in unserm Kopf nicht die durchkorrigierten Bürstenabzüge irgendwelcher Theorien oder Vorurteile mit. Wir wenden den Blick lässig zu diesem und jenem Bild und warten, ob seine Farben die Frage in uns beantworten.

Aber wichtiger ist draußen der blaue, goldene Frühlingstag, wichtiger die traurige Entzückung in all unsern Gliedern, denn wir wissen uns älter geworden um ein Jahr und beginnen schon die Zeit zu zählen.

Die Menge dreht uns, wie das Wasser ein abgerissenes Blatt dreht. Wir schließen die Augen und atmen durch den leichten Öl- und Parfumnebel hindurch den zimmetvermengten Weinduft des Weibes. Und dem

Weibe auch ist Kleid und Hut, zum erstenmal getragen, wichtiger als alle Kunst und alles Ringen um Probleme.

Wir aber öffnen die Augen wieder und nippen die blonde oder dunkle Blume vom Kelche der Frauen . . .

Ich war in den belgischen Pavillon geraten, in den großen Mittelsaal, wo die Kollektion jenes berühmten Malers hing, dessen Namen ich aus begreiflichen Gründen nicht nenne. „Ein Maler, Maler, Maler!" Ich dachte der Worte Saverios. Ja, hier war ein beschränktes aber strotzendes Leben der Kunst aufgeopfert ohne Rest. Nun leuchtete es rings wie das wiedergeborene Sonnenlicht von den Wänden.

Was jetzt geschah, überraschte mich nicht. Ich hatte mich im Gegenteil darüber gewundert, daß es mir so lange erspart geblieben war. Plötzlich hatte ich ein unangenehmes Gefühl im Rücken. Ich bitte diesen Ausdruck zu verzeihen, aber er ist wahr: ich spürte es hinter mir schielen. Mondhaus hatte mich erwischt.

„Qualität?! Was?!" rief er und hängte sich in mich ein. Leider bin ich — eine Schwäche, die ich mir bitter vorwerfe — gegen überlegene Zudringlichkeit wehrlos. Mehr noch! Freche Menschen wie Mondhaus lähmen mich; sie machen mich, wie sehr ich auch gegen das unsympathische Netz zapple, zum Mitverschworenen ihrer Gemeinheit. Es gelang mir also nicht, den freundschaftlich untergeschobenen Arm loszuwerden. Ich, der

ich nichts von Malerei verstehe, mußte mit Mondhaus, der in seinem Element zu sein glaubte, brüderlich vereint, den Rundgang durch diesen Saal machen. Er hatte gewiß den Auftrag, über die Ausstellung zu reportieren und war willens, mich als Prüfstein für die Wirkung seiner feuilletonistischen Einfälle zu benützen. Bezeichnend war, daß er, über die Bilder redend, diese kaum mit einem Blick streifte:

„Fabelhaft! Hier sehen Sie zehn Jahre riesiger Arbeit. Was dieser dumpfe Quadratschädel aus sich herauspreßt! Kaum zu glauben! Man sieht ordentlich den Bizeps seines Willens. Und jetzt hat er sogar auch die Architektur heraus. Lieber Freund, den hat kein Expressionismus, kein Kubismus, kein Futurismus, kein Neo-Klassizismus nervös gemacht. Er hat ja gar keine Nerven. Wie ein Lastpferd geht er vorwärts mit seinen beschlagenen Hufen . . ."

Mondhaus hielt plötzlich an:

„Unter uns gesagt, finden Sie diese ganze Art nicht schrecklich langweilig? Diese knallenden Portraits menschlicher Gesichts-Schlachtfelder! Diese Temperamentslandschaften! Diese ewigen Stilleben mit dem hochgezerrten Tischhorizont à la Cézanne! Diese polychromen Riesenpopos kuhwarmer Weiber! Der Mann stammt halt noch aus der Generation, welche die Überzeugung als große Geistestat in die Welt geschrien hat, daß eine gut gemalte Zwiebel besser sei als eine

mäßig gemalte Madonna. Die Zeit ist endgültig vorüber."

Mondhaus mußte bemerkt haben, daß mir sein Klugschwatz und Kaffeehauswitz zuwider war, denn er regte sich auf:

„Na hören Sie!? Selbstverständlich ist eine kitschige Madonna wertvoller als die genialste Zwiebel! Mit der ‚absoluten Kunst' ist es vorbei. Wir pfeifen auf die ästhetischen Sorgen der Herrschaften. ‚Kunst', ‚Persönlichkeit', ‚Originalität', das ist alles ödes Neunzehntes Jahrhundert, genau so wie etwa ‚Empfindsamkeit und Tugend' Achtzehntes Jahrhundert war. Die gestrigen Ideale stinken penetrant. Jetzt kommt . . ."

Aber da schlug er sich auf den Mund:

„Wissen Sie schon, daß Saverio in San Clemente ist?"

„San Clemente?"

„Ja! Saverio S. ist interniert. Im Irrenhaus! Verlorener Fall!"

Ich warf seinen Arm von mir. Er aber schielte überlegen:

„Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen damals gesagt habe? Wer hat recht gehabt? Angeschmiert hat er uns. Niemals ist er in die Schweiz gereist, sondern . . ."

„Nach Treviso . . ."

„Nach Treviso? Wieso nach Treviso? Übrigens nach

Treviso oder anderswohin, darauf kommt es nicht an. Er ist zeitweilig verschwunden, hat sich zurückgezogen und wie ein Wilder gekämpft."

„Woher wissen Sie davon?"

„Auf meine Kombinationen können Sie sich immer verlassen!"

„Und ist er wirklich verloren?"

Mondhaus erledigte Saverios Schicksal mit einer kleinen Geste. Sofort aber kehrte seine Selbstgefälligkeit zurück:

„Ich kann wirklich stolz sein. Alle hat er geblufft, nur mich nicht. Denken Sie an meine Worte! Die Villa hat natürlich nicht ihm gehört . . ."

„Also er ist doch der Agent von Barbieri?"

Mondhaus versuchte mitleidig dreinzusehn:

„Herr! So einfach ist das wieder nicht. Er hat den Hausherrn gemimt, um uns durch schlechtes Spiel einzureden, er wäre der Agent. Aber Barbieri schwört, daß er niemals etwas mit dem Verkauf eines Stückes zu tun hatte, daß er heimtückischerweise meist das Geschäft verhindert habe. Für den Betrieb des Alten dürfte Saverios Internierung ein Glück sein. Ich kombiniere: Barbieri hat ihm aus einem besonderen Grund, der noch zu eruieren ist, einen Schlupfwinkel geboten und dafür mußte Saverio Fremde empfangen und herumführen. Sie wissen ja, daß Leute wie Barbieri mit Vorliebe ihren Besitz verschleiern. Da

mußte ihm doch ein Mensch gelegen kommen, dessen Haupteigenschaft das Verschleiern war. Aber ahnen Sie, wie Saverio existiert hat? – Ich habe schon meine Leute, wenn ich eine Wahrheit konstatieren will, dazu bin ich Journalist. In dieser Sache ist der Portier des Hauses mein Gewährsmann. – Also, Saverio hat weder die „Räumlichkeiten" des Palazzo bewohnt, noch auch das Atelier, sondern eine elende Dienstbotenkammer oben in der Mansarde. Sein Essen hat er sich meist selber auf einem Spiritusbrenner gekocht. Und wissen Sie, worauf er schlief? Auf einer Wachtstubenpritsche mit zwei Pferdedecken darüber! Das ist unwiderruflich festgestellt!"

Ich wollte eine Frage tun. Aber Mondhaus duldete keinen Einwurf:

„Sie wollen natürlich fragen, warum der Mann so gelebt hat? Gedulden Sie sich! Meine Konfidenten haben mir vorläufig berichtet, daß die armen Leute der halben Gegend von ihm gelebt haben. Halten sie es fest: Er spielte den Elegan und hauste wie ein Trappist. Für sich brauchte er keinen Soldo und hatte unzweifelhaft Geld, sogar viel Geld! Aber jetzt kommt das Wichtigste: Er hat so getan, als posiere er den Maler. Und die Herrschaften ringsum sind glatt auf die Pose der Pose hereingefallen. Das kommt daher, weil man schlimmstenfalls an Leute mit doppeltem Boden gewöhnt ist. Aber Saverio hat nicht wenig Böden

mehr. Ich bin mir immer klar darüber gewesen. Sie selber waren ja dabei, wie ich ihm das kleine, dunkle Bild entlockt habe. Leider bin ich in diesem Jahr höchst okkupiert gewesen, sonst hätte ich die Sache schon vor der Katastrophe aufgeklärt. Nun, Sie sind Zeuge dafür, daß ich auf dem rechten Wege war. Denn Saverio ist ein Künstler. Und was für einer!"

Das war zu viel. Mich packte die Wut:

„Wofür bin ich Zeuge? Ich bin Zeuge, daß er Sie selbst am gründlichsten geblufft hat. Denn, ungefragt, haben Sie mir versichert, daß Saverio ein Maler sei, so wie Sie und ich."

Mondhaus unterbrach sich traurig, als mache ihm mein Geisteszustand Sorgen, dann erklärte er langsam:

„Sie sind ein Autor und haben tatsächlich Phantasie."

Diese Frechheit nicht gezüchtigt zu haben, treibt mir noch jetzt das Blut zu Kopf. Mondhaus verkroch sich erschrocken:

„Damit machen wir den armen Saverio nicht gesund. Ich weiß nur, daß er gearbeitet hat wie ein Rasender. Er wird eine unübersehbare Leistung hinterlassen. Man hat mir von hunderten Leinwanden berichtet, aber auch von viel Graphik und Plastik. Die Herrschaften werden sehr vorsichtig zu Werke gehn müssen, um die Sachen, wegen ihrer Anzahl schon, nicht zu entwerten . . ."

Es war furchtbar. Der Unglückliche lebte noch, und dieser Mensch hier zog den Marktwert seines Nachlasses in Rechnung. Wir waren, ich weiß nicht wie, in den ungarischen Pavillon geraten. Ich aber sah nicht mehr die Farben der Frauen, die Farben der Bilder. Es bedrückte, ja kränkte mich, daß Mondhaus die Arbeiten Saverios zu Gesicht bekommen haben konnte. Ich fragte ihn danach. Er war erstaunt:

„Gesehn?! Ich glaube, Sie unterschätzen Barbieri und die Contessa Fagarazzi. Was übrigens die Fagarazzi anbelangt, verpflichte ich mich, binnen wenigen Tagen herauszubringen, ob Saverio mit ihr wirklich verheiratet ist, oder ob sie seine Geliebte oder gar nur Vertraute. Daß sie Französin und nicht Italienerin ist, dürften sogar Sie wissen. Vielleicht hat sie Saverio schon vor ihrer Ehe mit Fagarazzi in Paris gekannt. Woher aber ihr Leiden stammt, wissen Sie gewiß nicht. Sie hat zwei Jahre lang die Sprache verloren gehabt. Es gehört ja auch nicht gerade zu den Lebensfreuden, den Gatten von der Fensterschnalle, an der er sich erhängt hat, abzuschneiden . . ."

Der Schwätzer unterbrach seine Schauergeschichte:

„Gesehn?! Ich habe doch meine Quellen, meine Informationen und mehr als das! Übrigens, hören Sie, ich brauche ein Bild gar nicht eine Stunde lang anzustarren, ebensowenig als ich ein Buch wirklich lesen muß, um zu wissen, was damit los ist.

Das ist mein Talent! Bei einem Buch genügt es mir schon, wenn ich es berühre oder anblättre."

Wir gingen jetzt durch den polnischen Pavillon. Ich erkannte es an den Namen der Maler, die auf den Täfelchen unter den Bildern standen. Mondhaus hatte noch nicht die geringste Pause gemacht:

„Sie wollen über die Kunst Saverios Näheres erfahren! Vor fünf Jahren hätten die Eingeweihten das vielleicht ‚höheren Kitsch' genannt, oder ‚literarische Malerei'. Denn diesem Saverio sind alle Atelierschmerzen fremd. Ihm kam es nicht auf ‚Kunst' an. Sie war ihm nichts als Umgangs- oder Verständigungssprache, die er glatt beherrschte. Der analytische Raptus unseres Zeitalters ließ ihn völlig kalt. Der Gegenstand, das war es! Die Sache, jawohl mein Lieber, da mögen Sie sich wundern, soviel Sie wollen! In Paris weiß man es längst. Und in allen kleinen Schaufenstern der Rue de la Boëtie können Sie ihn finden, den magischen Realismus, der die neue Parole ist. Keine Nurmalerei, keine Auflösungen mehr, keine Verzerrungen, sondern die Dinge selbst, wie sie sind und was sie erzählen, doch zugleich auch ihr Jenseits . . ."

Dieses vorlaute Feuilleton, das so glatt dahinfloß, verursachte mir starke Kopfschmerzen. Und doch, ich konnte nicht davonrennen. Mondhaus wurde jetzt pathetisch:

„Und das, verehrter Herr, hat der arme Saverio schon vor zwanzig Jahren gemalt. Beruhigen Sie sich,

ich spreche nicht nur aus reiner Intuition. Es gibt eine verschollene Broschüre über ihn. Er selber hat sie verschwinden lassen. Aber wozu wäre ich Kunsthistoriker, wenn ich nicht verschollene Broschüren aufzutreiben wüßte? Vielleicht wird sie mir einmal zur Grundlage einer Publikation dienen. Es ist ein Ausstellungskatalog. Hier! Sehn Sie!"

Und er reichte mir das gelbe Heft, von dessen Titelblatt die Hälfte fehlte. Der verstümmelte Name darauf war nicht der Saverios. Mondhaus strahlte wie ein siegreicher Detektiv:

„Saverios heutiger Name ist ein Pseudonym. Das ist polizeilich ermittelt. Ob dies hier sein echter, ursprünglicher Name ist, was ich keinesfalls glaube, wird noch festgestellt werden. Die Abbildungen aber sind identifiziert. Wir kommen zum wesentlichsten Punkt meiner Forscherhypothese."

Ein andrer Name! Das also war der Grund, weswegen Saverio den Beweis seines Künstlertums mir sogleich wieder entrissen hatte. Warum verändert ein Mensch seinen Namen? Dafür gibt es manche Veranlassung; Verleugnung der Herkunft zum Beispiel. Mondhaus nahm meine eigenen Gedanken auf:

„Der erste Name weicht vom zweiten nur wenig ab. Das gibt zu denken. Nun hat vor zwanzig Jahren dieser erste Name in Pariser Malerkreisen eine gewisse Berühmtheit genossen. Die Ähnlichkeit des zweiten

beweist, daß sich Saverio nur schwer von seinem Ruhm trennen konnte. Er hat es aber doch getan oder tun müssen ... Was ist Ihre Meinung?"

Ich starrte das zerrissene Titelblatt an. Ich las das Wort „Exposition", „Oeuvre", „Paris", den verstümmelten Namen; dies alles verriet mir nichts. Mondhaus ließ seinen Scharfsinn weiterspielen:

„Ich will meinen eigenen Untersuchungen nicht vorgreifen. Aber darüber besteht kein Zweifel mehr, daß es in Saverios Leben einen Bruch, eine dunkle Stelle gibt. Er dürfte etwas auf dem Gewissen haben, ich kombiniere, etwas Entehrendes, Kriminelles ..."

Ich sah deutlich eine weißgetünchte Mansardenkammer vor mir mit einer Wachtstubenpritsche. Mondhaus fragte:

„Wollen Sie sich denn die Reproduktionen nicht ansehn?"

Ich war schon nahe daran zu gehorchen und den Katalog aufzuschlagen. Aber im letzten Augenblick hielt mich eine Scheu zurück, aus diesen schamlosen Händen zu empfangen, was Saverios schamkranker Wille mir verweigert hatte. Ich gab rasch das gelbe Heft zurück, grüßte ungeschickt und ließ Mondhaus stehn.

Wenn man aus den feierlich-gedämpften Räumen trat, wurde man jäh vom erbarmungslosen Licht überwältigt. Die Musik strahlte von ihrem Pavillon her

die gelbe Sonnenwärme satter Blechharmonien in den Frühling. Grelle Kleider, Beine, Hüte, Sonnenschirme zogen dicht über die Wege dahin, wie die farbigen Kreise und Flecken vor dem Auge eines Einschlafenden. Die Lagune selbst war ein ungeheurer Spiegelreflektor. Ich verlor das Bewußtsein und rettete mich in die Gassen.

Doch auch im Schatten wollte ich nicht recht zu mir kommen. Es war ja herrlich, nichts denken zu müssen, nur glückselig zu atmen und seinen hintaumelnden Menschen im Leben zu baden. Ich durchirrte die Stadt in vielen Quergängen, ich vergaß meine Mahlzeit.

Endlich fand ich mich auf dem Landungsponton des Dampfers nach F. Da wußte ich, daß dies alles nur ein Umweg gewesen war. Denn eine große Sehnsucht hatte mich gepackt, das Geheimnis Saverios aus seinen Bildern zu erfahren. Diese Sehnsucht hatte nichts zu tun mit Kunstinteresse und Psychologen-Neugier, — diese Eigenschaften besitze ich nur in bescheidenem Maße —, sie war eine tiefe Unruhe, irgend ein Hunger in mir, der nach Befriedigung verlangte, als stünde mein eigenes Wesen mit Saverio in einem schmerzhaften Zusammenhang. Jetzt gleich wollte ich die Sehnsucht stillen. Morgen, wer weiß, würde sie schwächer sein. Und mir war leid um sie.

Mondhaus hatte das Rätsel selbst nicht angerührt. Einige Tatsachen wurden von ihm vielleicht durch-

schaut, aber eben nur durchschaut. Plumpere Irrtümer hatte er mit feineren vertauscht, mehr nicht. Das meiste kannte er, nach seinem eigenen Geständnis nur aus Berichten anderer. Seine Annahme, daß Saverio seinen früheren Namen gewechselt habe, weil er ihn durch ein Verbrechen unmöglich gemacht habe, war mir einen Augenblick lang nahe gegangen. Aber sehr bald spürte ich in dieser Erklärung die romantische Reportage, die in Mondhausens „Italienische Briefe" ausgezeichnet paßte. Wenn Saverio wirklich in jenem Palast auf einer Pritsche geschlafen und heimlich das Leben eines Asketen geführt hatte, konnte das nicht eine Selbstverurteilung sein? Aber auch dieses Wort ist ja nur ein neues Labyrinth. Ich glaubte in dieser Stunde fest daran, daß ich einzig Angesicht zu Angesicht mit dem Werke Saverios die Wahrheit würde erfühlen können. Fast tat es mir jetzt leid, in einer übertriebenen Gewissensanwandlung den Ausstellungskatalog zurückgewiesen zu haben. Doch zweifle ich nicht im mindesten daran, daß Mondhaus, was die unermüdliche Arbeit des Malers anbelangt, recht berichtet war, und daß mir diese Arbeit in Barbieris Palast zugänglich sein werde.

Es war schon ziemlich spät, als ich mich in der Ortschaft jenseits der Lagune nach dem Hause durchfragte. Ich hatte kein besseres Nachmittagslicht zu gewärtigen als jenes, in welchem Saverio damals sein Bild ver-

borgen hatte. Mit jedem Schritt aber, der mich näherbrachte, wuchs in mir eine angstvolle Beklemmung. Es war, als ob Saverio von seiner Krankenkammer in San Clemente aus eine Macht gegen mich organisiere, Hemmungen aussende, die Grenze zu überschreiten, die er mir gesetzt. Er hatte mich nicht eingeladen, ihn noch einmal zu besuchen. Und auf diese Nichteinladung schien er zu bestehn. Ich aber nahm mir vor, nicht zurückzuweichen, das Verbot zu umgehn, und, wen immer ich im Hause vorfinde, nachdrücklich zu bitten, mir die Besichtigung von Saverios Bildern zu gestatten. Ich muß bekennen, daß dieser Entschluß einen beschämenden Aufwand von Mut kostete. Übrigens fällt es mir niemals leicht, ein fremdes Haus zu betreten. Noch heute verursacht mir das Läuten an einer unbekannten Wohnungstür Herzklopfen.

Das Haus selbst hatte einen ziemlich großen Vorgarten, der aber, wie mir gleich auffiel, in diesem Jahr traurig gehalten war. Ehe ich über diesen Verfall noch einen Gedanken fassen konnte, bemerkte ich vor dem Haustor eine Gruppe ungewöhnlicher Erscheinungen.

Ein langaufgeschossener Mensch plapperte und schimpfte mit einer gickselnden Kastratenstimme. Als ich näher kam, erkannte ich, daß es ein Blinder war. Er bewegte hastig sein papierfarbenes Gesicht auf ruheloſem Halsstengel hin und her, und seine blassen perlmuttrigen Pupillen zitterten verzweifelt. Die braune

Uniformjoppe irgend eines Blinden- oder Siechen-instituts war viel zu kurz für seine riesigen Arme. Hinter ihm stand ein altes Weib, die Führerin wohl, der über die Achsel eine Ziehharmonika hing, und dann ein paar Gassenjungen, die an der Komik des Gezeters ihre Freude hatten.

Der Ärmste verhandelte mit einem Burschen in Hemdärmeln, der im Portal stand und den Eindruck eines zu Amt und Würden gelangten Rowdys machte. Er wehrte gelassen den plärrenden Blinden ab, der mit seiner hohen Stimme auf irgend einen Rechtsanspruch zu bestehen schien. Ich hörte immer wieder das Wort „Padrone". Was der alte Padrone geboten, müsse der neue auch bieten, und er solle nur zufrieden sein, wenn man nicht mehr verlange, wie es sich eigentlich gehöre. Ordnung müsse sein, und prellen lasse er sich nicht, schrie der Blinde.

Das zweifelhafte Hausfaktotum erklärte hierauf, der verrückte Schwindel sei nun zu Ende, und er werde für eine gründliche Säuberung sorgen. Das Unglück scheine ein gutgehendes Unternehmen zu sein! Er sei auch arm und werde nicht gefüttert, müsse sich den ganzen Tag plagen und beziehe nur dafür, daß er eine schwache Lunge habe, kein Einkommen.

Der Lange jammerte auf. Um ihm den Mund zu stopfen, steckte der Bursche ihm eine Macedonia-Zigarette zwischen die Zähne. Der Unglückliche begann so

gierig zu paffen, wie ich es nie gesehn hatte, hörte aber dabei, kunstfertig zugleich rauchend und redend, mit dem gickfenden Querulieren nicht auf.

Mir klangen die Worte im Ohr: „Die armen Leute der halben Gegend haben von ihm gelebt."

Oder war es ein Modell?

Aus dem Hause schrie es jetzt:

„Toni!"

Der Bursche verschwand im Portal.

Ich folgte.

IV

Barbieri, der Antiquar, stand auf der Treppe. Ein quicker, alter Herr, den Hut im Nacken, fuchtelte er aufgeregt mit einem Ebenholzstock, dessen silberne Krücke einen nackten Frauenoberkörper bildete. Wenn er den Stock aufstützte, lag sein dicker Zeigefinger, aufs angenehmste versorgt, zwischen den silbernen Brüsten und bot dem Beschauer einen Siegelring dar, gewaltig wie der Kardinalsreif des Patriarchen von Venedig. Manchmal steckte er die Hand samt der Stockkrücke in die Hosentasche, schob und ruckte unzufrieden mit dem Kleidungsstücke, als fände seine lebhafte Persönlichkeit nicht Platz genug darin. Er sprach sehr schnell und in vielen Tonhöhen mit einer heiseren Stimme, der aber wie den meisten italienischen Männerstimmen ein musikalisches Vibrato zugrunde lag:

Er begrüßte mich mit weiter Gebärde:

„Professore! Es ist brav, daß Sie sich des alten Barbieri erinnern. Ein lieber Besuch! Mir lieber als hundert von diesen schrecklichen Dollarieri ... Kommen Sie!"

Ich war Barbieri niemals vorher begegnet. Also mußte er mich mit irgendwem verwechseln. Wie charakteristisch für die ganze Verwirrung war es, daß ich, der auszog, um festzustellen, wer Saverio sei, selber

für einen andern gehalten wurde. Der Antiquar ließ meine Hand nicht los, wandte sich aber zornig gegen den Burschen, der in unverschämter Haltung am Fuß der Treppe stand:

„Toni! Dieb! Gauner! Wo steckst du?"

Toni steckte sich mit vorsichtiger Gelassenheit eine Macedonia an, ehe er Antwort gab:

„Es ist einer da, der seine Rente abholen kommt, weil heut der erste Mai ist."

Barbieri wütete:

„Ich rufe die Polizei ... du ..."

Toni betrachtete lange die Zigarette, mit deren Geschmack er nicht zufrieden schien; dann spuckte er leicht einen Tabakrest zur Seite und hielt gleichzeitig die Hand hin:

„Geben Sie!"

Barbieri litt:

„Geben Sie, geben Sie! ... Oh, Professore, das geht den ganzen Tag so. Von allen Seiten nichts als: Geben Sie, geben Sie ..."

Und er trennte sich schwer von einem zerknüllten Fünflireschein.

Dann sah er mich wie einen Mitverschworenen an:

„Das alles hat mir dieser Dämon eingebrockt. (Questo demonio insuperabile!) Geben Sie, geben Sie! Und Sie wissen es am besten, Professore, daß ich immer wie ein Vater zu ihm gewesen bin."

Ich verstand, er meinte Saverio. Die Klage ging weiter:

„Zu meinem Sohn habe ich ihn erhoben. Was soll ich tun? Sieben Weiber sitzen mir zu Hause: Fünf Töchter, die Frau und die Schwägerin. Sieben Weiber und keine Bedienung, keine Erleichterung! Stellen Sie sich einen häuslichen Tisch vor, an dem sieben Weiber schwätzen, keifen, streiten, bei jeder Gelegenheit weinen, aufspringen, sich niedersetzen, hinauslaufen und wiederkommen! Wer kann das aushalten? Ermessen Sie mein Schicksal! Den ganzen Tag heißt es: Geben Sie, geben Sie! Und ich muß es schaffen! Aber für wen und wozu? Nichts als Weiber! Und ihn habe ich wie einen Sohn geschützt, den feindlichen Dämon! Nun, jetzt hat er es! Ihr jungen Leute, ihr ..."

Er breitete die Arme aus, als sehe er den neuen Mißstand zum erstenmal:

„Professore! Schauen Sie dieses Haus an! Immer wieder kostet es und kostet ... Wie lange kann ich die Last noch schleppen? Und am Ende werden es sieben Weiber als Perlen und Kleider am Leibe tragen."

Der Palazzo war tatsächlich nicht wiederzuerkennen. Schmutz bedeckte die Stiegen, Eimer mit Kalk standen umher, Sägspäne häuften sich in allen Winkeln, auf den Fliesen der Halle lasteten ein paar große Granitquadern.

Umbau! Ich wußte, daß Barbieri für seine Umbau-

Tollheit überall bekannt war. Immer wieder kaufte er alte Paläste, riß sie zur Hälfte nieder, restaurierte, ruinierte, trug ab, führte auf, mischte eigenwillig alle Stile durcheinander und wenn er sich ausgetobt hatte, schlug er die Objekte los. Diese verrückte Geschäftsführung setzte die Welt in Staunen. Man wußte niemals, ob Barbieri unermeßlich reich war oder bankerott.

Jetzt betrachtete er schmerzlich die Verwüstung!

„Es kostet und kostet, Professore! Und einen Sohn habe ich nicht, der mich im Kampf mit der Gemeinheit unterstützen könnte. Ach, unser armer Saverio! Da kommen Tag und Nacht seine Freunde vorwurfsvoll zu mir. Sie sind auch sein Freund, Professore! Natürlich! Ich sage Ihnen, die Welt ist voll von Spionen. Besonders in unserm Beruf. Aber Sie können ruhig sein, Saverio geht es gut. Er entbehrt nichts. Es ist gesorgt für ihn. In der nächsten Woche bringe ich ihn in eine Privatheilanstalt. Ich wette mit Ihnen, er wird gesund werden ... Als ob ich nicht sein Lebtag für ihn gesorgt hätte! Ich ernähre sogar seine alte Mutter! Sie ist eine Landsmännin von mir. Aus dem Toskanischen ..."

Es stöberte Lügen. Saverio war gewiß kein gebürtiger Italiener. Darin hatte Mondhaus recht.

Barbieri stocherte mit seinem Stock in der Unordnung herum und schrie Toni und anderen unsichtbaren Domestiken Schimpfworte und Befehle zu.

Niemand kam. Ich versuchte mein Anliegen vorzubringen. Auf alle Fälle, um keinen Fehler zu begehn, gab ich dem Alten einen Titel:

„Commendatore! Ich komme wegen der Bilder Saverios."

Er schob mit der Hand die Ohrmuschel vor:

„Was? Reden Sie bitte etwas lauter!"

Ich wiederholte meine Bitte.

Er hörte angestrengt zu. Dann beschrieb er mit dem Stock einen großen Bogen:

„Bilder? Natürlich Bilder! Es ist mir eine Ehre. Alles sollen Sie sehen, was ich besitze. Sie sind ja ein Gelehrter, Professore!"

Hatte er mich verstanden?

In einer dummen Anwandlung behauptete ich plötzlich, daß ich mich mit moderner Kunst beschäftige. Dadurch glaubte ich den Eindruck meines Interesses für Saverio abschwächen zu können.

Barbieri machte ein gequältes Gesicht:

„Welche Kunst, Freund?"

Ich rief mit Überwindung:

„Moderne Kunst!"

Er wurde böse:

„Moderne Kunst? Was ist das? Ein paar Dummköpfe in Paris, die so dumm sind, daß man sie für Schlaukköpfe hält, haben daran verdient. Seither gibt es eine moderne Kunst."

Er drohte in die Ferne:

„Überall nur Gesindel!"

Dann schob er mich vorwärts.

Auch die Zimmer und Säle waren alle um- und umgestürzt. Große Schränke standen in der Mitte; Tische, Truhen, Vitrinen, Kirchenchorstühle versperrten den Weg, Türen waren ausgehoben, Sopraporten abgenommen, Staub drang in die Lungen.

Barbieri stampfte plötzlich auf und stieß einen Schmerzensruf aus:

„Wissen Sie, was dieser Dämon mir angetan hat!? Eine Holzfigur, sag ich Ihnen, süß, wie vom Himmel selbst herabgefallen! Signierter Benedetto da Majano! Mein halbes Vermögen hat drin gesteckt und meine ganzen Nerven. Ich habe um dieses Stück gekämpft wie ein Held, vierzehn Nächte mindestens nicht geschlafen. Mit dem Beil, Professore, mit dem Beil hat sie der Dämon zerhackt und eingeheizt. Und die Polizei und Sanität kam zu spät. Was hätte er in seiner Tobsucht noch alles anstellen können! Jetzt schon ist der Schaden unermeßlich. Sie werden sagen: Die Assekuration! Alle trösten mich mit der Assekuration. Aber die Versicherungsgesellschaften sind Schlangen und winden sich heraus. Und wenn sie auch Geld bezahlen, ist denn ein Benedetto da Majano durch Geld ersetzlich? Freund, ich warne Sie! Vielleicht ist dieser ganze Wahnsinn ein Schwindel, eine Finte ..."

Barbieri führte mich durch die Säle.

Ich bewunderte zwei Basreliefs von Donatello, eine süddeutsche Madonna und noch eine Madonna und wieder eine Madonna. Vor der Formella eines Sakristeischranks, die Barbieri dem Gaddi zuschrieb, blieben wir lange stehn, und der silberne Frauenleib des Stockes fuhr entzückt den rhythmischen Faltenwurf eines Heiligengewandes entlang. Beim Anblick jeden Werks brach Barbieri in tränende Begeisterung aus und behauptete, kein Dollariere könne es ihm entreißen. Er schwor, daß er täglich die Klienten wegschicke, trotzdem sie ihn kniefällig bäten, seinen Schatz für jede Summe erstehn zu dürfen. Aber könne man sich von solcher Schönheit trennen? Er sei glücklich, wenn er einmal ein schwer verkäufliches Werk auftreibe, wie diesen Cartapesta-Engel zum Beispiel. (Der schmeidige Weiberleib auf dem Stock betastete einen mittelalterlich-strengen Kopf.) Aber schon sei heute der Direktor des Museums von Boston wie ein Fuchs um das Stück herumgeschlichen. Und morgen käme der Direktor des Museums von Cincinati.

Das Tageslicht vergoldete sich schon. Und noch immer von Saverios Arbeiten keine Spur! Von den alten Kunstwerken aber strömte etwas Unerklärliches her, das mich deprimierte. Ich nahm allen Willen zusammen, — wie müde war ich schon, — um nochmals meinen Wunsch auszusprechen.

In diesem Moment trat Toni ein, ohne die Hände aus den Hosentaschen zu nehmen:

„Unten ist eine Frau."

Barbieri röchelte wie ein Hund an der Kette:

„Was für eine Frau?"

„Nun, eine Frau!"

Barbieri hob den Stock. Toni stieß mit dem Fuß angelegentlich einen Schweinslederband zur Seite, der auf der Erde lag:

„Jung ist sie nicht. Es ist eine häßliche Frau."

Barbieri keuchte:

„Du Lump, ich frage dich, was sie will!"

„Was wird sie wollen? Heute ist der Erste! Sie kommt um ihre Rente."

Ich dachte, jetzt würde ein Skandal ausbrechen. Aber nach einer starren Weile warf Barbieri dem Burschen wiederum einen Geldzettel zu:

„Mörder, ich ermorde dich, wenn du es noch einmal wagst, mich zu stören!"

Und zu mir:

„Sehen Sie, das ist sein Dank, Professore!"

Der Saal, der früher Atelier geheißen hatte, war vollkommen ausgeräumt. Klavier, Grammophon, alles verschwunden; der Teppich lag zusammengerollt, die Vorhänge waren abgetragen.

Barbieri nahm den Hut vom Kopf und stellte sogar seinen ewigen Stock in einen Winkel. Er ging auf

umständlichen Zehenspitzen wie in der Kirche. Und wirklich, an der Schmalwand des Raumes erhob sich ein mit Sackleinwand verhüllter Aufbau, der einem Altar glich. Der Alte sprach mit gedämpfter Stimme:

„Weil Sie es sind, Professore, werde ich Ihnen etwas zeigen, was wenig Menschen zu sehen gewürdigt waren."

Er riß die Verhüllung von dem Aufbau fort. Ein Triptychon wurde sichtbar, dessen Seitenflügel leerstanden. Im Mittelfeld aber leuchtete, umströmt vom Rotgold des werdenden Abends, eine uralte Tafel. Barbieris Stimme klang wie von Rührung erstickt:

„Cimabue!"

Und nach einer Weile:

„In der Literatur nachgewiesen!"

Der alte Mann spielte mir nichts vor. Er war aufrichtig und stark erschüttert vom Anblick des Bildes. Er hielt den Kopf vorgeneigt wie in religiöser Verklärung und schwieg; nur sein schneller, vor Wonne schluchzender Atem war hörbar.

Die Tafel stellte Jungfrau und Kind, umgeben von Heiligen, dar. Die goldumkreisten Köpfe der Anbetenden traten dunkel zurück. Die Himmelskönigin aber leuchtete in den überirdischesten Farben. Da war vor allem das Rosa ihrer Tunika, ein Rosa, darin die Bläulichkeit mystischer Herbstzeitlosen aufgelöst schien. Das gestickte Blau des Mantels auch hatte kein

Gleiches unter den Farben der Natur. Die grünlich-langen knochenlosen Finger hielten das Kind im weißen Faltenbausch der Windel mit preziöser Schüchternheit. Wenn etwas zum Weinen schön war in der Welt, so diese Himmelsfarben auf dem heilig-starren Aufbau des Ikons.

Das Folgende schreibe ich nur mit den größten Widerständen nieder. Derartige Empfindungen, deren Evidenz außerhalb des Vernünftigen liegt, verlangen eine Glaubenswilligkeit, die ich von niemandem fordern darf. Aber ich deute keine Lösung an, ziehe keine Folgerungen, und stelle mit der ganzen mir zu Gebote stehenden Wahrhaftigkeit nichts anderes fest als einen inneren Vorgang.

Ich ziehe in Erwägung, daß Saverio bei meinem ersten Besuche eine eigentümlich starke Wirkung auf mich ausgeübt hatte, so daß ich während des laufenden Jahres ihn öfters im Traume gesehen habe, was mir bei so wenig bekannten Menschen fast niemals begegnet. Ferner vergesse ich nicht, daß mich an diesem Tage das Gespräch mit Mondhaus, die Nachricht vom Wahnsinnigwerden des Malers ziemlich aufgewühlt hatte, und daß ich seit Stunden schon einen brennenden Wunsch verspürte, die Werke des Kranken kennen zu lernen. Dazu kommt noch die Örtlichkeit (das Atelier, wo ich Saverio begegnet bin), meine Ermattung und der Umstand, daß ich seit der ersten Morgenmahlzeit

nüchtern war. All diese Gründe sind stark genug, eine ungewöhnliche Reizbarkeit der Eindruckskraft zu erklären.

Ich bin nicht hellsichtiger als jeder normale Mensch. Die Fähigkeit, hie und da ein wichtiges oder unwichtiges Ereignis vorzufühlen, könnten wir alle leicht an uns wahrnehmen, wenn wir eine schärfere Beobachtungskraft für die wesentlichen Vorgänge innerhalb unserer Existenz aufbrächten. Aber wir verstehn und erleben ja nicht einmal den groben Mechanismus der körperlichen Abläufe. Um wieviel weniger können wir, einzig ins soziale Schema verstrickt, uns der feineren Grenzerlebnisse bewußt werden, die uns alltäglich begegnen.

Hier aber zeichne ich eines dieser Erlebnisse auf:

— Denn aus der uralten Tafel des Cimabue drang mit einer fast körperlichen Gewalt die Persönlichkeit Saverios auf mich ein. —

Ich habe nicht den geringsten Grund, an der Echtheit dieses gotterfüllten Altarbildes zu zweifeln. Man hat mir später allerdings versichert, daß es ausgepichte Methoden gebe, eine Holzplatte so zu präparieren, daß sie den Eindruck des grauen Altertums für den mißtrauischesten Forscher hervorrufe. Die Fälscher pflegen zum Beispiel die kunstvoll gebeizte Tafel mit einer dicken Wachsschicht zu überziehen und aus einiger Entfernung gehörige Schrotladungen

gegen sie abzugeben, wodurch das Werk des Holzwurms täuschend nachgeahmt werden soll. Das habe ich gehört. Ob es wahr ist, weiß ich nicht. Man hat mir ferner Wunder von der Kunst genialer Restauratoren berichtet, die mit ihren bis in die letzte Schwebung genau abgestimmten Farbflächen und Farbplättchen aus rußigen, unerkennbaren Ruinen die Vision des alten Meisters zurückzaubern. Doch meiner geringen Erkenntnis wäre in diesem Falle eine Fälschung völlig unbegreiflich erschienen. Kann man eine Bildseele fälschen? Das Betäubende aber war gerade, daß Saverios Persönlichkeit mich mit einem Schlage traf. Saverios Persönlichkeit? Sie glich doch einem Strang verfitzter Widersprüche: Übertriebener Händedruck, Lebemannsmanieren, Lügen und ihr Eingeständnis, Prachtliebe und eine Wachtstubenpritsche, komödiantische Deklamation und das plötzliche Aufschluchzen, als er das Männerbildnis zeigte. Und bei so verzweifeltem Zerfallensein *diese Einheit*, die mich immer wieder beschäftigte, mir im Traum erschien und jetzt unsinnigerweise der Tafel des Cimabue sich vorschob? Doch was hatte jenes dunkle Männerbildnis, das ich aus dem spiegelnden Glase erraten habe, mit der hold-transzendentalen Farbigkeit des frühen Meisters zu tun?

Zuerst vermeinte ich, es sei etwas „Okkultes", was ich hier erlebe, dann durchblitzte es mich wie eine Aufhellung: Saverio ist der Fälscher des Ikons. Schon

eine Minute später verwarf ich aber entschieden diesen Einfall. Heute begnüge ich mich mit den skeptischen Begründungen, die ich kurz wiederhole:

Ermüdung und Überhungerung! Einfluß des Raumes! Die sonderbare Wirkung Saverios auf mich! Ergriffenheit über sein Schicksal. Der unerfüllte Wunsch nach Anblick seines Werkes, der mir aus der Tafel des Cimabue als die geschilderte Magie entgegenschlug. Mag damit erklärt sein was immer, mein Erlebnis war so stark, daß ich wegschauen mußte. Als ich wieder hinsah, hatte Barbieri das Triptychon verhängt.

Meine Hände waren eiskalt. Die Frage entstürzte mir wider Willen:

„Woher haben Sie das Bild?"

Barbieri hielt mir entsetzt den Mund zu, stöhnte auf und zog mich in ein Kabinett, das zur Not möbliert war. Dort machte er sich und mir Vorwürfe, daß ich ihm so sympathisch sei und er sich darum in Gefahr bringe. Ich solle nur immer ein Gelehrter bleiben und mich niemals in Geschäfte einlassen wie die Spione und Schwindler, die den Kunsthandel unsicher machen. Hätte er einen Sohn, er würde ihn auch zum Gelehrten bestimmen. Er ließ mich hundert Eide schwören, daß ich das große Mysterium nie und nimmer verraten werde. Selbst die Museumsgrößen der ganzen Welt und die berühmtesten Sammler, Mitchinson und Havemeyer, wüßten nur eine falsche Version.

Wir saßen einander gegenüber.

Vor meinen Augen schwankte der silberne Frauenoberleib. Barbieri erzählte:

In der Nähe von S. liege auf einem der Hügel eine sehr alte Abbazia, eine Abtei, die den Benediktinern gehöre. Das kleine Konventgebäude sei noch immer wohlerhalten. Im Jahre 1824 aber habe ein Erdbeben oder Bergrutsch stattgefunden, welchem die zur Abtei gehörende, etwas abseits stehende romanische Kirche zum Opfer gefallen sei. Die Ruine wurde aus unbekannten Gründen bisher nicht abgetragen; die Mönche wehren sich dagegen, was einen ewigen Streitpunkt zwischen weltlichen Behörden und Klerus bilde. Mit Hinblick auf Leibesgefahr sei die Einsturzstelle von einem weitläufigen Plankenverschlag umgeben und mit Stacheldraht versichert. Niemand dürfe den Ort betreten, einzig der Abt besitze den Schlüssel zum Baufall.

Barbieri schilderte nun mit funkelnder Leidenschaft, wie er, anläßlich eines Besuches in S., einem wittern-den Tiere gleich, immer wieder um die abgesperrte Ruine geschlichen sei, ohne jeden Anhaltspunkt in seinen Sinnen die Wahrheit vorwegspürend, und wie er es auf das Unauffälligste angestellt habe, den mißtrauischen Benediktinerabt beim Weine kennen zu lernen. Er berichtete von dem tagelangen Fangspiel zwischen dem Mönch und ihm, wie er die ganze Gegend nach brauchbaren Repressalien gegen das Kloster ausgekund-

schaftet, bis er endlich den glatten Weißfisch von einem Benediktiner in erbarmungslosen Händen gehalten habe.

Seine Stimme schwankte, als er den Eintritt in die Ruine beschrieb und die Ohnmachtsanwandlung angesichts dieser ungeheuren Schatzkammer bekundete. Denn die höchste italische Kunst, alle Meister der frühen Jahrhunderte hatten sich in diesem zusammengebrochenen Gotteshause Rendezvous gegeben, Haupt- und Seitenaltäre, Schiff, Chor, Wände, Kanzel und Sakristeien, ja selbst die Grüfte und Unterkellerungen zu schmücken.

Hier machte der Antiquar eine Pause und versicherte sich mit einem schnellen, verdeckten Blicke meiner Gläubigkeit. Er berührte mich mit den Knien:

„Ich verrate Ihnen meine Existenz, Professore, und Sie werden mich nicht vernichten. Vielleicht kann ich Sie einmal dahin mitnehmen. Sie würden etwas Großes erleben. Man muß aber vorsichtig mit diesen Mönchen umgehn. Noch in hundert Jahren werden wir nicht fertig sein mit dem Inventar. Ich habe einen Geheimvertrag mit dem Vatikan. Wehe mir, wenn die Dollarieri etwas erfahren. Nächstes Jahr ist anno santo. Die Priester wollen verkaufen, denn die Kirche braucht Geld. Verstehen Sie? Die Dollarieri müssen nur die Sache riechen, und schon lizitieren sie mich. Und die Kirche, sie hat die Macht zu binden und zu

lösen! Warum sollte sie nicht meinen Vertrag lösen können? Sorgen, Professore, Sorgen ..."

Er kehrte zur Abtei zurück:

„Stellen Sie sich vor, Freund, eine windige Mondnacht wie auf einem Film. Der Prior und ich tragen die Laternen. Hinter uns fünf Mönche in ihren weißen Kutten. Horchposten sind ausgestellt. Und wir fördern die Reliquien aus dem heiligen Bergwerk, oh, die allergöttlichsten Reliquien! Stellen Sie sich das nur vor!"

Ich stellte es mir lebhaft vor und meinte die rasche dumpfe Begleitmusik zu hören, die zu einer Verschwörerszene passen mag.

Barbieri stieß den Stock laut auf den Boden:

„So, jetzt wissen Sie, woher der Cimabue stammt. Ich, Professore, bereichere die Welt, nicht mich. Fünfundsiebzig Prozent erhalten die Benediktiner. Ja, die Kirche versteht's, scharfe Geschäftskontrakte zu machen. Und wer trägt das ganze Risiko? Ich!"

Er schrie auf:

„Aber die Welt haßt mich! Nehmen Sie Dubosc! Dubosc besitzt keine Seele für die Kunst, keine Augen, aber dreihundert Millionen Dollar. Die Museumsleute und Kunsthistoriker müssen nach seiner Pfeife tanzen. Er befiehlt: ‚Es ist höchste Zeit, daß wir den alten Barbieri kompromittieren. Barbieri wird mir zu groß. Was tun wir, Smithers?' Und Dr. Smithers, Glas-

gow, der Sklave, macht eine tiefe Verbeugung: ‚Wie Eure Dollarmajestät befehlen!' Und binnen vier Wochen erscheint eine Publikation von Smithers, Glasgow, worin der wedelnde Dollarhund behauptet, der Buchstabe M der Sockelinschrift von dieser und jener Madonna wäre ein Buchstabe M, der im Jahre 1322 noch nicht existiert habe und erst im Jahre 1347 in Schwang gekommen sei. Das ist Wissenschaft! Die Experten und Sammler fallen um. Dubosc aber schenkt Smithers seine Photographie in Brillantrahmen. Und ich, Professore, und ich, der ich Augen und eine Seele habe ..."

Der Antiquar erhob sich, seine Feinde zu vernichten:

„Sie sollen mit mir nicht spielen. Im neuen Italien könnte man ihnen das Handwerk schon legen. Wissen Sie, was diese Kunstspione und Narren alle sind?"

Er zischte:

„Ich weiß, was sie sind!"

Violette Flecke des Triumphes begannen sich auf seinen Wangen abzugrenzen:

„Und wissen Sie, was dieser Tage in unserer Stadt hier stattfindet?"

Er säuselte vor Scham:

„Ein Kongreß der Homosexuellen findet statt, Professore! Sage und schreibe ein Kongreß dieser Leute. Eine perverse Schweinerei in unserm neuen, männlichen Italien!"

Die Tatsache des Kongresses allerdings schien Barbieri recht gelegen zu kommen:

„Darf das fascistische Italien derartige Unzüchtigkeiten dulden? Dürfen sich solche Smithers hier herumtreiben? Nein, nein, nein, Professore! Hinaus mit ihnen!"

Und er schloß leise:

„Ich habe dem Duce einen langen Brief geschrieben und seine Aufmerksamkeit auf den Kongreß gelenkt!"

Mit gefährlichem Vibrato, das jeden Zweifel zum Hochverrat gestempelt hätte, fragte er mich:

„Wissen Sie, daß Benito Mussolini jeden Brief eines Italieners liest?"

Ich gab zu, daß dies eine bewundernswerte Leistung sei.

Jetzt aber donnerte er sein Glaubensbekenntnis:

„Der Duce sieht es als seine höchste Aufgabe an, das italienische Geschäft vor den Eindringlingen zu schützen."

Toni schob sich durch die Tür und meldete:

„Die zwei Herrschaften sind da und auch das Essen für Sie, Herr!"

Der Antiquar ließ einen langen Wehlaut vernehmen:

„Die Herrschaften sind da, immer diese Herrschaften ... Wem habe ich das zu verdanken, als Ihrem Saverio, Professore ..."

Wir stiegen die Treppe herab. Plötzlich hielt er mich mit einem Ruck fest:

„Sieben Weiber sitzen mir zu Hause, sieben Verbraucherinnen, und die jüngste ist schon Siebzehn. Soll die eine einen neuen Pelz bekommen, muß ich den andern allen auch neue Pelze kaufen, macht sieben Pelze. Und es müssen teure Pelze sein, dafür bin ich Barbieri. Ermessen Sie mein Schicksal! Welche Hilfe habe ich dafür, welche Behaglichkeit, welche Bedienung? Ein Halunke bringt mir das Essen im Korb, als wäre ich ein Maurer. Verkünden Sie das der Welt, Professore! Sie wird's nicht glauben ..."

Und mit dem Tone echten Leidens:

„Einen Sohn hätte ich haben sollen! Dubosc hat drei Söhne und sie sind alle im Geschäft!"

Neuerdings bemächtigte sich Barbieris die Erbitterung und er begann ausführlich den Tobsuchtsanfall Saverios zu schildern, mit dem die Krankheit begonnen hatte, und das Schicksal seines Benedetto da Majano zu beklagen. Die Hand, die mich am Rock faßte, zitterte:

„Er betrügt Sie und mich, Professore! Denken Sie an meine Worte! Dieser Wahnsinn ist eine Erpressung ... Wen aber beschuldigt man am Ende? Mich und wieder mich!"

Ich weiß nicht, warum ich mich jetzt nicht verabschiedete, sondern mich von dem Antiquar in ein anderes Zimmer drängen ließ. Es war wohl der letzte

Rest von Hoffnung in mir, einen Blick der Erkenntnis zu tun. Aber hatte ich nicht mehr als genug gesehn?

Es war Nacht geworden.

Die von Toni gemeldeten Herrschaften standen in dem Zimmer, wo ein Teil des Tisches mit einer gebrauchten Serviette gedeckt war. Ich erkannte die Contessa Fagarazzi und einen fremden Herrn, den Barbieri als Avvocato Sanudo vorstellte, während er mich mit einem deutschen Namen und ausgedehnten Titel präsentierte, von dem ich mir nie hatte etwas träumen lassen.

Sanudo war ein graziler Mann mit feuchten Lippen und einem nachsichtig-tückisch geneigten Köpfchen. Er lächelte unveränderlich schmachtend, aber es war, wenn man so sagen darf, ein Schmachten der Logik, das seine Züge nicht verließ.

Die Fagarazzi setzte sich mit rückgeschlagenem Schleier steif an ein Tischende. In dem regungslosen Email ihres Gesichtes wirkten die mit Tusch gezogenen Augenbrauen wie auf einem japanischen Stich. Ich fürchtete, plötzlich würde ihr Tick ausbrechen, und das violette Mündchen sich krümmen, werfen, drehen und zucken. Es geschah nicht. Vielleicht hatte, da Saverio verloren war, ihr Mund und ihre Seele Ruhe. Vielleicht gab ihr das Leid um ihn Kraft und Festigkeit. Dennoch, trotz aller Künstlichkeiten, erschien sie mir diesmal viel jünger. In ihren Augen war eine

kämpferische Anspannung entbrannt. Unverkennbar zeigte sich der Reiz ihrer Verlebtheit!

Barbieri begann Sanudo liebenswürdig zu umspinnen:

„Ich habe einiges für Ihr Studio vorbereitet, Avvocato! Sie werden mich loben!"

Die Haltung der Contessa Fagarazzi und diese Bemühung des Antiquars um den Advokaten ließen die Annahme zu, daß Barbieri seinen Besuchern gegenüber in einer nachteiligen Lage war. Die beiden schienen Rechtsansprüche und -Mittel in der Hand zu haben, die ihm gefährlich zu werden drohten. Daß diese Rechtsansprüche mit Saverio im Zusammenhang standen, konnte nicht bezweifelt werden. Hatte Barbieri nicht immer wieder über seinen Dämon gezetert? Und es war nicht unmöglich, daß die Contessa mit diesem Dämon verheiratet war und nun, starr wie ihr künstliches Gesicht, die Forderungen ihres wehrlosen Gatten vertrat.

Barbieri ließ sich ächzend nieder und haute seinen Stock neben sich auf den Tisch hin:

„Wissen Sie, daß ich gestern eine schwere Panne gehabt habe? Achsenbruch zwischen Stra und Padua. Der Wagen völlig unbrauchbar! Wir mußten mit der Bahn zurückfahren!"

Da hörte ich zum erstenmal die Stimme der Frau, eine Stimme, nicht minder mädchenhaft als ihre Gestalt:

„Derartige Möglichkeiten sind schon von mir bedacht. Ich habe deshalb dafür gesorgt, daß uns am Montag für alle Fälle ein Wagen zur Verfügung steht . . .“

Barbieri sah unendlich belustigt drein:

„Sie sind eine einzigartige Frau, Contessa! Aber ich habe mir erlaubt, Ihnen zuvorzukommen. Heute schon trifft der neue große Wagen, den ich von Turin telegraphisch bestellt habe, in Mestre ein!“

Und zu mir gewandt:

„Sie müssen wissen, Professore, die Ärzte erklären, daß eine mehrstündige Autofahrt für meinen Zustand die bedenklichsten Folgen haben könne. Und dennoch werde ich am Montag viele viele Stunden im Auto sitzen. Die Gesellschaft der Contessa wird mein Schutz sein. Nein, Professore, ich entziehe mich niemals einer Pflicht. Mit sechzig Jahren habe ich mich freiwillig zum Frontdienst gemeldet. Meine Schuld war es nicht, wenn sie mich nicht behalten haben . . .“

Alle saßen. Ich blieb, trotz der lebhaften Aufforderung Barbieris, mich auch zu setzen, stehen. Der Avvocato sah mich mit seinem gescheiten Schmachten immer wieder erstaunt an. Ich bildete eine empfindliche Störung. Nur der Antiquar, der mich mit Gott weiß wem verwechselte, war von meiner Anwesenheit höchst erbaut. Er führte das große Wort, verbreitete sich über die sieben Weiber, über sein elendes Leben, über Dubosc und die unedle Konkurrenz im allgemeinen.

Dann klagte er darüber, daß er die alte Spannkraft nicht mehr besitze und dennoch den ganzen Tag lang Konferenzen abwickeln müsse. Früher hätte er zuweilen ein gefährlicher Gegner sein können, jetzt aber wäre er so gleichgültig und abgeklärt, daß es ihm den größten Spaß mache, wider sein eigenes Interesse die Sache einer sympathischen Gegenpartei zu verteidigen. Bei dieser Behauptung verneigte er sich lächelnd gegen die Contessa.

Er bat um Verzeihung, daß er in Anwesenheit der Herrschaften seine Mahlzeit einnehme, aber er sei ja ein alter Mann.

Während er sich aus dem Korbe bediente, stellte er die Behauptung auf, der Mensch solle, um ein anständiges Alter zu erreichen, langsam essen. Und er aß seine „pasta" überaus langsam, wo er doch dem Aussehen nach ein rascher Schlinger sein mußte.

Ich erkannte, daß dieses Essen wie alles andre, wie sein Schwätzen, seine Offenherzigkeit, seine Gedankenflucht, nichts andres war, als ein kluges Hinhaltungs- und Zermürbungsmanöver des Feindes. Auch mich, der ich gekommen war, Saverios Bilder zu sehn, hatte er hingehalten und zermürbt. Warum?

Ich wohnte einem furchtbaren und unergründlichen Kampfe bei, das sah ich den hellen Augen der Fagarazzi an, die immer angespannter und begeisterter strahlten. Nicht nur wohnte ich diesem Kampfe bei, ich nahm,

ohne es zu wollen, teil an ihm, denn Barbieri verwendete meine störende Person als Bundesgenossen. Ich glaubte zu erkennen, daß es in diesem Ringen um weit mehr ging als um Geld.

Sanudo zog andächtig ein Konvolut hervor und legte einige Blätter des rastrierten Notaritätpapiers vor sich hin, worauf in Italien Verträge und Dokumente festgelegt werden. Er räusperte sich und versuchte mehrmals mit einem mahnenden „dunque" der Szene ein Ende zu setzen.

Barbieri erklärte daraufhin, das Fletchersystem mit seinen zweiunddreißig Kaubewegungen sei ungenügend, man müsse fünfundvierzig aufwenden, um den Bissen verdauungsfähig zu machen. Auch wäre es sehr gut, jedesmal dazu ein winziges Schlückchen Wein zu trinken.

Die leise Mädchenstimme der Fagarazzi erklang:

„Sie haben vollkommen recht, Commendatore! Ihre Gesundheit ist uns noch wertvoller als Ihnen. Lassen Sie sich nicht stören! Wir haben alle Zeit der Welt."

Niemals in meinem ganzen Leben ist mir die Undurchdringlichkeit der Menschen so bewußt geworden wie in jener Stunde. Aber ich empfand sie nicht als eine Gegebenheit des Lebens, mit der man sich abfinden muß, sondern als etwas Böses, Widergöttliches, als das Hindernis aller Liebe, als den dämonischen Ursprung aller Verzweiflung. Drei Menschen saßen

hier, die mir völlig fremd waren, mich nichts angingen, und dennoch bettelten meine gequälten Nerven um eine Wahrheit, die ich nicht fordern durfte und die wohl ungreifbar war. Kannte sie der Advokat Sanudo dessen schmachtende Überlegenheit sie zur Schau zu tragen schien? Nein! Man hatte ihn gewiß nicht weiter eingeweiht, als es zum Zwecke seiner Assistenz und für das gestempelte Amtspapier gut war. Und die beiden Kämpfer, Barbieri und die Fagarazzi? Man sah es Beiden an, daß sie die Trümpfe des Gegners noch nicht kannten. Was bedeutete diese Autofahrt? Sollte Saverio in eine Privatanstalt gebracht werden? Fürchtete sich Barbieri davor? War der Wahnsinn echt, geheuchelt oder gar abgekartet? Und warum? Undurchdringlichkeit! Und wenn ich alle Tatsachen wüßte, würde sich nicht dahinter neue Undurchdringlichkeit auftun? Das furchtbarste: Ich selber spielte in dieser Begegnung der Schicksale eine undurchdringliche Rolle. Das nachsichtig-tückische Lächeln Sanudos bemühte sich, diese meine Rolle zu verstehn. Und nicht genug damit! Mir selber war ich undurchdringlich. Eine krankhafte Vorstellung bemächtigte sich meiner, daß es nicht mein eigener Wille war, der mich hierhergeführt hatte. In dieser grauenhaften Minute würgte mich trägen, egoistischen Menschen eine schier unerträgliche Angst um diesen wildfremden Saverio und ein mächtiger Seelenbefehl: Hilf ihm!

Mich durchzuckte der Gedanke, wie oft schon durch Bestechung von Ärzten und Gerichtsbeamten Gesunde in Irrenhäuser gesperrt wurden, nur damit der Kronzeuge irgend eines Unrechts verschwände. Waren nicht Barbieri und die Gräfin, beide, zu einer solchen Tat fähig? Vor ohnmächtigem Denken biß ich die Zähne zusammen. Aber mir war nur, als atme ich betäubenden Kohlendunst ein.

Die offenen Fenster des Zimmers gingen auf einen großen Garten, der hinter dem Hause lag, und den ich bei meinem ersten Besuch nicht gesehn hatte. Die Äste einer Platane drangen fast in den Raum. Ein Schwarm großer Nachtschmetterlinge gesellte sich zu uns, stürzte gegen Wände, Decke, Lampe und verursachte das Geräusch von rasch umgewendeten Seiten und pochenden Fingerknöcheln.

Da überkam mich ein Zustand, den ich nicht Traurigkeit, Schwermut, Melancholie und noch viel weniger ein physisches Mißbefinden nennen kann.

Es gibt ein Unwohlsein der geistigen Natur, schlimmer als alles. Man möchte sich niederlegen, wo man steht auf offener Straße, ohne Hoffnung, sterben zu können ...

Dennoch gelang es mir, trotz heftigem Widerstand des Antiquars, mich mit freundlichem Grinsen und höflichen Dankesworten zu verabschieden.

V

Während der Nacht – ich lag bis zum Morgen schlaflos – faßte ich den Entschluß, Saverio in San Clemente zu besuchen. Vielleicht war sein Geist nicht zerstört, sondern nur gelockert, vielleicht würde er sich mir jetzt offenbaren. In den tröpfelnden Stunden dieser Nacht war die geistige Qual des Nichts-Wissens bis zur Krankheit gewachsen.

Aber der Morgen kam, ich war totmüde, es regnete, und ich fand in mir die Kraft nicht, meinen Entschluß auszuführen.

Der nächste Tag strahlte in solcher Schönheit, daß ich den Gegenstimmen in mir nachgab, die mich warnten, diese Lebenspracht durch einen Irrenhausbesuch zu verfinstern.

Am dritten Morgen standen plötzlich viele Bedenken vor mir: Ich hatte kein Recht, einem Kranken das Rätsel entreißen zu wollen, das er bei gesunden Sinnen ängstlich verbarg. Auch könnte meine Visite schädliche Folgen für ihn haben. Vielleicht war dieser Wahnsinn nur ein Kampfmittel in dem erbitterten Kriege zwischen Saverio, der Contessa und einem mächtigen Ausbeuter. Würde da der Einbruch eines fremden Menschen nicht Unheil stiften? Und wie sollte ich, ein Ahnungsloser und Unbeteiligter, helfen können?

Am Sonntag endlich wußte ich, daß ich mich fürchte und Ausreden suche, um den Weg nach San Clemente zu vermeiden.

Kurz darauf wurde ich von einer Schicksalswendung betroffen, die für einige Tage all meine Kräfte in Anspruch nahm. Als ich zurückkehrte, war der Fall Saverio in unheimlicher Weise für mich abgeblaßt. Mir standen auf einmal eine Reihe von Erklärungen zur Verfügung, und gegen das Wort „Geheimnis" empfand ich einen rationalistischen Haß. Auch konnte ich nur mit schwerem Unbehagen an meinen Aufenthalt im Hause Barbieris denken.

Ich habe Saverio nicht wieder gesehn. Ich weiß nicht, ob er im Irrenhause gestorben ist, oder heute noch lebt. Mondhaus, dem ich vor meiner endgültigen Abreise aus Italien nur ein einziges Mal noch in einer großen Gesellschaft begegnete, war von einer andern Affäre leidenschaftlich eingenommen und hatte irgend einen jungen Mann zum neuen Opfer seiner schielenden Eindringlichkeit erkoren. Der sprunghafte Mensch schien seinen ganzen Forschereifer in Sachen Saverio S. ad acta gelegt zu haben. Wir sprachen nicht drei Worte miteinander. Mir aber machte es ein sonderbar-schmerzhaftes Vergnügen, keine Frage über den Maler zu stellen.

Das Leben zerbröckelt und verkrümelt alles und läßt es fallen aus langsamer Hand. Das Leben? Wir

selbst! Oh über das Gleichgültigwerden, oh über das Nichtbegreifenkönnen früherer Spannungen! Unter den vielen Gründen, über diese „Zeitlichkeit" selber wahnsinnig zu werden, der tiefste!

Wenn ich nach einigen Jahren, jetzt, heute, zu dieser Stunde einen Anschlag auf der Straße läse: „Ausstellung der nachgelassenen Bilder des Malers Saverio S.", ginge ich hin?

Ich weiß es nicht!

Vor mir auf dem Tisch, wo ich dies niederschreibe, liegt eine Zeitung. Ihr Feuilleton bringt einen „Italienischen Brief" von Stefan Mondhaus. Dieser Brief wirft einen kurzen Blick auf die neuen Korporationsgesetze der Halbinsel, beschreibt eine Festaufführung in der Arena von Verona und schließt mit einem Lobgesang auf den neuentdeckten Cimabue, der nach einer abenteuerlichen Odyssee endlich in dem patriotischen Hafen eines heimischen Sammlers gelandet ist:

„Sprechet nicht von ‚Stil', ‚Dekor', ‚Rhythmus', rettet Euch nicht in abgeleierte Phrasen, sondern werft Euch in die Knie vor der zerschmetternden Frömmigkeit und Einheit eines Jahrhunderts, das zu verstehen wir nicht würdig sind."

Ich aber denke nicht an die göttliche Tafel des Cimabue. Ich schaue ein farblos-dunkles Männerbildnis, von dem ich nicht weiß, ob ich es einst wirklich

gesehen habe. Dennoch könnte ich es bis in die Feinheiten der Technik deutlich beschreiben.

Die Konturen des Kopfes – ich sehe sie das leidende Antlitz rasch fließend umkreisen – waren durch ein gelbliches, knöchernes Weiß leuchtend gemacht.

Die Hoteltreppe

Der Liftboy machte verzweifelte Augen, aber der Fahrstuhl war komplett. Viel lieber hätte er die junge Dame befördert als eine trockene Last von vier Engländern, die ernst des Emporschwebens harrten.

Francine hielt den wichtigen Brief in der Hand, den sie, vom Speisesaal rückkehrend, empfangen und kaum noch durchflogen hatte. Sie wußte nicht, was in dem Briefe stand, keine Worte, keine Einzelheiten, aber sie wußte, daß er ihr Philipps Herz ungetrübt entgegenbrachte, und dies gerade in dem Augenblick, da sie die Sicherheit hatte, von Guido frei zu sein.

Das junge Mädchen verwunderte sich, daß dieser rettende Augenblick, den sie während der letzten sieben Nächte so heiß herbeigebetet hatte, nun, da er ihr gewährt war, keine größere Empfindung, kein krampfhafteres Glück in ihr wecke. Vielleicht ist es dieser Verwunderung und dem Wunsche nach deutlicheren Gefühlen zuzuschreiben, daß Francine die Rückkunft des Fahrstuhles nicht abwartete, sondern sich der breiten, rot und dickbelegten Treppe zuwandte, die den riesigen Schacht des Prunkhotels in

sanft ansteigenden Rechtecken hoheitsvoll umzirkte.

Eine Befreiung war zu feiern, wie man sie größer nicht denken kann. Noch heute – nachdem am Ende der Woche die Grenze der Ungewißheit fast erreicht war – schien jede Hoffnung verwirkt, und in Francinens klarem und wohlgeordnetem Geiste drängten sich unerbittlich die Vorkehrungen, Lügen und widerlichen Folgen, die notwendig sein sollten.

Sie hatte alles wohl überlegt. An Härte gegen sich selbst fehlte es ihr nicht. Philipp? Nun, Philipps Rechte bedrückten sie am wenigsten. Hatte er denn Rechte an sie? Rechte, durch welche Vorzüge und Leistungen erworben?

Aber ihre Eltern belügen zu müssen, niederträchtige Ausreden und Hintergehungen zu erfinden, und dies alles mit freier Stirn und gespielter Heiterkeit, wie hätte sie das fertigbringen sollen! Ihre Eltern waren sehr alt und von der ahnungslosen Sittenstrenge längst verschollener Zeitalter erfüllt. Nicht daß sie, Francine, gegen solche Sittenstrenge auch nur in einem Winkel ihres Herzens rebelliert hätte. Sie war durchaus einverstanden mit ihr, wie mit jeder Festlegung und Erschwerung des Lebens.

Obgleich sie von solchen Dingen keine starre Meinung hatte, fand sie es doch entzückend von Papa, dem ehemalig kaiserlich-königlichen Minister, daß er die Gegenwart ignorierte, daß er immer am Geburtstage seines

langverstorbenen, sagenhaften Monarchen am häuslichen Tische in feierlicher Kleidung erschien und — wenn auch der Anlaß mit keinem Wort erwähnt wurde — ein stilles Gedenkfest zelebrierte. Sie war viel zu jung, um wider die Gegenwart irgendwelche Erbitterungen aus verletztem Standeshochmut zu hegen, dennoch empfand sie einen Abscheu vor aller Verbilligung des Lebens und hatte sich so auf ihre Weise gegen die Zeit gestellt, indem sie ihr blondes Haar nicht kurzgeschnitten trug. Und doch, auch die konservative Länge ihres Haares hatte ihr keinen Schutz geboten . . .

Nun aber war die Erlösung da! Das Kaum-mehr-Erhoffte hatte ihr Gott geschenkt. Allein so schnell verzog sich der braune Nebel, der sie sieben Tage lang umlastet hatte, so selbstverständlich blieb jetzt alles beim Alten, so rasch war aus ihrem Erlebnis ein widerwärtiger Traum geworden, und nicht einmal ein Traum, daß sie die Flinkheit ihres Vergessens wie eine Unzucht empfand.

Francine stand am Fuße der Treppe. Sie sah, daß man in der Halle schon die Tische für die Abendmusik und den Tanz rückte. Es war höchste Zeit zur Flucht. Sie hob den Kopf und maß den Abstand, der sie von ihrem Zimmer im letzten Stockwerk trennte. Der kathedralenhohe Raum wuchs schwindelnd über ihr. Und in der Höhe des Abgrunds hing der gewaltige

Kronenlüster mit seinen mattblitzenden, leisklirrenden Prismen und schien in einem geheimnisvollen Luftzug zu schwanken.

Sie dachte an den Wallfahrtsort, wohin die Mutter sie einmal, noch als Kind, mitgenommen hatte. Hundert und mehr Stufen führten zur hohen, felsumpanzerten Kirche. Und die Mutter war all die hundert Stufen in Leistung einer Buße, zerknirscht, auf den Knien emporgerutscht.

Wie nichtig mochte die Sünde der armen, immer schweigsamen Mutter gewesen sein, für die sie also andächtig Buße tat. Die Zeiten haben sich verändert und den Glauben geschwächt. Sie, Francine, würde nicht die hundert Stufen zu einer hohen Kirche hinanknien, aber immerhin den bequemen Fahrstuhl verschmähen und die teppichrote Treppe dieses Prunkhotels — in ihrem besten Abendkleid allerdings, mit bloßen Schultern und Armen — bußfertig emporwandern.

Langsam setzte sie den Fuß auf die erste Stufe.

Der Weg, der vor ihr lag, kam ihr weit und beschwerlich vor wie eine einsame Bergbesteigung, denn in dieser Minute war in dem mächtigen Treppenraum des Hotels kein Mensch zu sehen, und ganz verlassen fühlte sich Francine in diesem Raum, den zu überwinden sie sich auferlegt hatte. Aber nicht allein den Raum zu überwinden galt es.

Als Kind schon hatte sie gelernt, ohne Schwindel und Schwäche sich selber Rechenschaft zu legen. Sie hatte gelernt, daß alle Träumerei, die Flut undeutlicher Gefühle Sünde sei, und die Religion eine ständige Gewissenserforschung gebiete. Nun war mit einem Schlage die unübersehbare Verwirrung behoben. Im letzten Augenblick war das Unerwartete geschehen, Gott selber hatte sich erbarmt und Gnade vor Recht ergehen lassen.

So war es denn ihre Pflicht, ehe sie Guido für ewig in den Abgrund warf, ehe alles für immer ungeschehen blieb, ja nun hatte sie die harte Pflicht, das Gesicht des Mannes noch einmal zurückzurufen. Aber wie strenge sie auch die Brauen kräuselte und ihre Stirn in Falten legte, Guido hatte kein Gesicht!

Francine sah angestrengt auf die Stufen nieder, um sein Bild aus dem Teppich zu locken. Doch nichts anderes erblickte sie als ihre schmalen und schwachbeschuhten Füße, die — und das hatte etwas Rührendes — gleichmäßig vor ihr einhertraten. Jenes Menschen aber konnte sie in sich nicht habhaft werden. Nichts von ihm war gegenwärtig, kein Zug, kein Wort, nur sein Flüstern während jenes gefährlichen langsamen Bostons, den sie leider mit ihm getanzt hatte.

Dieses Flüstern hatte keinen Inhalt, keiner Schmeichelrede, keines Liebeswerbens entsann sie sich. Nichts

anderes war es als „Flüstern“, wie Wind nichts anderes ist als Wind, und wie Wind hatte das Flüstern mit lustig-spitzer Zunge ihre Ohrmuschel geküßt.

Francine machte eine neue Anstrengung, mehr von Guido zu bannen als jenes kitzelnde Flüstern. Aber — wenn sie auch vor Willensanspannung die Zähne zusammenbiß — nichts anderes vermochte sie zu beschwören als eine tadellose Gliederpuppe im Smoking, die dieser und jener sein konnte, alle, nur Philipp nicht, der etwas dicker und kleiner war als Guido oder dieser und jener hier im Hause.

Durchaus lächerlich erschien die tadellose Gliederpuppe, wenn sie ohne Rock im schwarzseidenen, überscharf in die Taille geschnittenen Gilet dasaß. Überdies saß sie in ihrem, Francinens, eigenen Zimmer, das zum Unglück die Nummer 517 trug. Sie saß im ersten empörenden Morgengrauen am Toilettetisch und rieb sich mit Francinens Cold-Creme die weiß-ovale und selbstüberzeugte Scheibe ein, die sie an Stelle eines Gesichtes trug. Francine konnte vom Bette her, in dem sie schamlos lag, der Gliederpuppe eitel-ausführliche Anstalten beobachten, als wäre das Ganze nichts als selbstverständlich.

Aufrichtig fand sie es auch nicht grauenhaft und nicht zum Weinen, sondern nur gleichgültig.

Dies also war die Liebe!

Und warum sollte die Liebe etwas anderes sein?

Ein kitzelndes Flüstern im Ohr! Ein verlegener Rausch! Ein Gesicht, das nur eine eitle Scheibe ist, vor die man alle möglichen Physiognomien schieben kann!

Doch etwas anderes war in der Liebe noch enthalten, etwas sehr Ernstes und Unerbittliches, das nichts mit Smoking, Boston, Gliederpuppen, Flüsterwind, Cold-Creme und leeren Gesichtsscheiben zu tun hatte. In all diesen Tagen des unsicheren Bangens hatte Francine nur eine wirkliche Schmach erlebt. Das war die Szene in der Apotheke.

Fünfzehn Minuten lang hatte sie es nicht gewagt, in den Laden einzutreten. Sie setzte die Worte der fremden Sprache, die sie sprechen sollte, immer wieder zusammen und nahm sie verzweifelt immer wieder auseinander in ihrem Sinn. Vor allem aber hoffte sie, daß sie in dem Magazin einen weißbärtigen, uralten Apotheker vorfinden werde, einen gütigen Greis, dem sich anzuvertrauen kein Ding der Unmöglichkeit sein würde.

Sie stand dann zwar vor keinem jungen, aber auch keineswegs vor einem alten Apotheker, sondern — wie die Schwäche in ihren Knien es zeigte — vor einem Mann in den ekelhaftesten Jahren. Kein Wort brachte sie vorerst heraus, wurde rot und röter, und diente den zynischen Augen des Drogisten zur Weide, der sich wohl hütete, ihre Verzweiflung und seinen Genuß abzukürzen. Nach einer Weile dröhnenden

Schweigens platzte sie endlich mit dem ungehörigsten aller Worte heraus und war einer Ohnmacht nahe.

Der Apotheker entschlossen, den Reiz der Szene bis auf die Neige zu kosten, stellte mit der hochnäsigen Miene ärztlicher Sachlichkeit unverschämte Fragen, riet, warnte, und verlor sich immer tiefer in üppige Verfänglichkeiten. Als ihm nichts anderes mehr übrig blieb, verabfolgte er ein Fläschchen mit roten Pillen, deren Wirkung er jedoch grausam-lüstern in Zweifel zog, und reichte Francinen endlich die Adresse einer sicheren weisen Frau, wobei er zärtlich ihren Arm abtastete.

Wenn sie eine Sünde begangen hatte, dort im Apothekerladen war sie gebüßt für alle Zeiten. Der Himmel selbst schien mit dieser Buße zufrieden zu sein, denn heute hatte sich das Präparat des widerlichen Menschen gegen seinen eigenen Zweifel als wirksam erwiesen.

Nun mußte sich Francine nichts mehr vorwerfen. Guido war ein tadelloser Smoking mit einem unvorstellbaren Gesicht über dem Kragen, er war ein fader, langsamer Boston, dessen gummiartige Melodie man ebenso schnell vergißt wie jenes raffinierte Flüstern. Gestern hatte sie dem Menschen seinen zweiten Brief uneröffnet zurückgesandt. Ein dritter und vierter Brief wird wohl noch kommen. Natürlich! Soviel ist sie wohl wert! Aber nach dem siebenten oder neunten

vergeblichen Versuch wird der Herr seine schriftlichen Zudringlichkeiten unterlassen. Nach Rückkehr der Eltern dürfte sie es kaum mehr nötig haben, die Post zu beaufsichtigen.

Während Francine über den teppichdumpfen Treppenabsatz des ersten Stockwerks hinschritt, war es beschlossene Sache, daß nun, nie und in alle Ewigkeit nicht, Guido gelebt hatte.

Mit leichten und heiteren Beinen begann sie jetzt die neuen Stufen zu ersteigen, während sich ihr Blick voll unbekannten Wohlwollens in Philipps Brief versenkte:

„Meine geliebte Francine," — las sie — „endlich ist der große Wurf gelungen. Ich habe für uns beide die schönste Zukunft gezimmert. Mit Stolz kann ich sagen, daß ich nur meiner Tätigkeit und keiner Protektion den unerwarteten Erfolg verdanke. Das New Yorker Haus schickt mich in leitender Stellung nach Genf, wo ich das europäische Zweigunternehmen errichten und führen soll. Wir werden, meine süße Geliebte, die ersten Jahre unserer Ehe am Genfer See zu Füßen des Mont Blanc verleben. Ist das nicht herrlich? . . ."

Das unbekannte Wohlwollen war weg. Der salbungsvolle Tonfall von Philipps Worten verfolgte die Schreitende.

„Großer Wurf gelungen!" . . . „Ich habe uns

beiden eine schöne Zukunft gezimmert!" ... „Tätigkeit!" ... „Unsere Ehe!"... „Zu Füßen des Mont Blanc!"

Guido hatte kein Gesicht, aber Philipp hatte ein Gesicht, ganz und gar das Gesicht, welches sein Briefstil ihr aus Amerika herübertrug. Scharf sah die Zornige es vor sich. Sie sah die blonden Härchen einer werdenden Glatze im Winde spielen. Philipps blaue Augen (das Schönste an ihm übrigens) reichten ihr gerade bis zum Mund. Ohne den Kopf zu bewegen, hatte sie manchmal seine Augen geküßt, aber nur aus Mitleid, weil sie so groß war und er so klein. Hatte ein Mann, dessen Augen ihr gerade bis zum Mund reichten, der in Amerika Geschäfte machte und über diese „Tätigkeit" pathetische Schriftrede führte, als wären's Rittertaten, hatte solch ein Mann das Recht, ihrer so sicher zu sein?! Wer war er denn? Hatte er Papas feine und resignierte Miene bei seiner Werbung nicht verstanden?

Francine konnte nicht weiterlesen und ertappte sich dabei, daß sie vor Ärger — als hätte sie sich selber gar nichts vorzuwerfen — zwei Stufen auf einmal nahm.

Plötzlich schrak sie zusammen und verlangsamte ihre Bewegung.

Ein großer, glänzend aufgerichteter Herr im Frack mit Umhang kam ihr entgegen, die Treppe hinab. Ehe sie den Blick gleichgültig zur Seite schweifen ließ,

nahm sie ein hartes, knochiges Modegesicht wahr, wie sie's trotz allem liebte, und grau-leuchtende Schläfen. Der Herr seinerseits bereitete ein ausführliches und eindrucksvolles Vorübergehen vor.

Der für Francine höchst unangenehme Augenblick der Begegnung schien ihr endlos. Sie konnte sich, während sie Glieder und Blicke einzog, als wären sie Atem, die merkwürdige Frage stellen, ob zwei Schiffe, die draußen auf einsamer See Bord an Bord aneinander vorüberstreichen, ein ähnlich peinvoll-benommenes Gefühl haben, wie sie jetzt.

Der Herr war hinter ihr verschwunden! Sie spürte aber genau und hingebungsvoll, daß er stehn blieb, kehrt machte und ihr nachsah. Da verwandelte sich Francine und verlor alle Gedanken. Wie ein Pferd ging sie gleichmäßig im Gespann des Männerblicks, der sie kräftig von hinten zügelte. Sie senkte tief den Kopf, als schritte sie gegen den sanften Widerstand eines erfahren gelenkten Geschirrs vorwärts. Heimliche Scheuklappen blendeten rechts und links ihre Augen ab, die doch kein Schreckbild und nichts anderes hätten sehen können als den falschen Marmor der Hotelwände. Langsam setzte sie Bein vor Bein mit der vorsichtigen Zierlichkeit eines Maultiers. Sie ging mit ganz engen Gliedern. Ihre Knie rieben sich oft aneinander, als müßten sie den Schritt mahlen wie ein unsichtbares Getreide.

Francine konnte es vor sich selbst nicht ableugnen, daß ihr der aufgezwungene Gleichtakt und die umwölkte Gedankenlosigkeit wohltaten, daß sie ihr den Weg erleichterten. Als des Herrn Tritt unter ihr, von neuem hallend, sich entfernte, bedauerte sie es fast, ohne Fesseln und sich selber überlassen weitergehn zu müssen.

Noch immer unendlich hoch hing der Kronleuchter von der Kuppel herab. Sie fühlte die Versuchung, müde wie sie war, nach dem Lift zu schellen und sich in den fünften Stock und in ihr Zimmer bringen zu lassen, dessen Ziffernsumme, wie sie es abergläubisch längst berechnet hatte, Dreizehn ergab. Aber sogleich stand sie von dieser feigen Verirrung ab. Es war nicht ihre Art, Entschlüsse so leicht aufzugeben, die kleine Selbstbestrafung und ihren Willen der Bequemlichkeit aufzuopfern, wenn sie ihn auch — aus welchen Gründen immer — einem Menschen aufgeopfert hatte, von dessen Gesicht sie nichts mehr zurückrufen konnte, als eine leere weiße Scheibe.

Im Weitersteigen begann sie Philipps Brief neuerdings zu lesen. Ihr Unmut war verschwunden: nur daß sie die Seite, die sie geärgert hatte, überschlug. Da fiel ihr Blick auf einen Satz, der sie so stark ergriff, daß sie mitten auf der Treppe stehen blieb:

„Ich verdiene Dich nicht, meine hohe königliche Francine! Du stehst über mir in jedem Sinne als

Leib und Blut, als Mensch und Geist. Was dürfte ich von Dir anderes verlangen, als daß Du mir erlaubst, Dir zu dienen und Dich zu verstehen, solange ich Leben habe. — Alles was Du tust, wird für mich ewig wohlgetan sein, und wäre es Schädigung, Verrat, ja Vernichtung meiner eigenen Person! Von Dir habe ich nichts zu fordern. Dir aber gebe ich die Macht über mein Leben und meinen Tod."

Francine küßte, ohne sich zu bewegen, Philipps gute Augen. Das erstemal küßte sie diese blauen Augen (als trennte sie Beide das Meer nicht) mit stillem Überschwang. Wie hatte sie ihm vorhin unrecht getan! Oh, Philipp verstand mit wahrem Edelmut seine Stellung! Er war der Zarte und Feste, er war die einzig zuverlässige Seele, von der sie immer geliebt werden würde. In seiner wunderbaren Zärtlichkeit hatte er dort drüben alles empfunden. Er ahnte alles und maßte sich nichts an. Sie war überzeugt davon, daß er den Zwischenfall auf geheimnisvolle Weise vorverspürt hatte und daß sein Brief die Antwort auf ihr Erlebnis sei. Wie märchenhafte Nerven besaß Philipp doch trotz seiner „Tätigkeit"! Er weiß alles, ohne etwas zu wissen, und sie wird es ewig verschweigen dürfen, ohne eine Lügnerin zu sein.

Francine schluckte glücklich an ein wenig Tränen. Das erstemal seit so vielen Tagen löste sich die Lethargie von ihrer Stirn. Jetzt erst empfand sie mit

ganzer Kraft die Fülle der Gnade, die ihr zuteil geworden. Sie sah mit offenen Augen, welchen Erniedrigungen und Häßlichkeiten sie entgangen war, in die sie sich fast schon gefunden hatte. Und Philipps Brief riß die feinsten Wurzeln ihrer Verwirrung aus der Wirklichkeit, sein starkes Gelöbnis erst löste die letzten Schatten Guidos von ihrem Schicksal. Jetzt lag die tadellose Gliederpuppe wahrhaft im tiefsten Abgrund und ein dichtes Grab wälzte sich über sie. Nichts war geschehn. Francine aber war frei. Francine war wieder Francine.

Klopfenden Herzens sprang sie die nächsten Stufen empor. In einem wahren Rausch gehetzter Innigkeit entwarf sie jetzt nichts anderes als das Bild der Wohnung, die sie mit ihrem Verlobten bald beziehen würde. Im Fluge teilte sie die Zimmer ein und nahm auf Wärme, Ruhe, Wohlbehagen ihres künftigen Gatten zärtlichen Bedacht. Sie kannte Genf nicht, aber es war klar, daß ihre Wohnung in keiner schlechteren Gegend liegen dürfe als am Quai Mont Blanc, mit allen Fenstern auf den See hinaus. Sie versuchte auch zu glauben, daß ihre Gleichgültigkeit gegen Kinder eine heilbare Eigenschaft sei, Philipps wegen. — Wie gut war alles abgelaufen! In ihrer Zukunft klaffte kein Riß mehr. Für den Beginn des nächsten Monats kündigte Philipp seine Rückkehr nach Europa an. Sie war fest entschlossen, ihm bis

Hamburg entgegenzureißen und ihn niemals mehr zu verlassen. Sie hielt es nicht nur für Zufall, daß er sich heute vielleicht schon in New York eingeschifft hatte.

Francine faltete mit heißen Händen den Brief zusammen. Da bemerkte sie, daß vor ihr auf der Treppe eine uneröffnete Depesche lag. Zugleich mit Philipps Schreiben war sie ihr im Augenblick der Schicksalswende übergeben worden. Sie hatte sie, ohne es zu wissen, die ganze Zeit über festgehalten. Sofort wußte sie: Die Eltern!

Vater und Mutter hatten sich eine Reise nach Sizilien gegönnt. Sie selbst, der trüben Gesellschaft und des sorgenden Dienstes an den Alten müde, war auf eigenen Wunsch zurückgeblieben. Allerdings die Gewährung dieses Wunsches hatte harte Kämpfe gekostet. Papa wollte es auf keinen Fall dulden, daß sie frei und ohne jede Behütung die Zeit hier verbringe. Erst den stillen Künsten Mamas, gewissen kränkenden Anspielungen auf die veränderten Verhältnisse und Sitten, auf die allgemeine Emanzipation und auf Francinens baldige Ehe war es gelungen, den Vater zum Verzicht auf sein Interdikt zu bewegen. Empfindsamer Verzicht, ja, das war Papas Lebenselement! Aber wie recht hatte er diesmal gehabt mit seiner veralteten Angst!

Francine erwartete eine Nachricht aus Palermo. Sie riß das Telegramm auf. Es war von Neapel

datiert, woher ihr die Eltern mitteilten, daß sie schon morgen vor Mittag sie zur Heimreise abholen würden.

Fast hätte Francine aufgeschrien. In dieser Depesche erblickte sie das letzte Himmelsgeschenk. Sie spürte es körperlich, wie die Lieben von allen Seiten aufbrachen, sie zu entsetzen wie eine Belagerte. Sie spürte das sekundliche Näherkommen des Rettungswerkes. Die Gnade Gottes war vollkommen. Nur eine Nacht noch mußte sie in diesem verfluchten Zimmer überstehen, nur eine Nacht noch in dem verfluchten Bette schlafen! Mit ihrer ganzen Last fiel sie in die Wirklichkeit zurück. Vor dem morgenfrischen Bilde der Abreise wich der letzte Rest des schmutziggrauen Traumbannes.

„Sofort die Koffer packen!"

Und sie stürmte die zehnte Stufenreihe empor.

Hochaufatmend stand sie oben. Aber sie hatte ihrem Herzen zu viel zugemutet. Und auch ihre Augen konnten jetzt die Linien und Farben der Dinge nicht aufrechthalten. Alles schob sich ineinander. Einen Augenblick mußte sie stehn bleiben, ruhen, ehe sie den Weg in ihr Zimmer fortsetzte, das letzte kleine Stück über den Gang, das ihr jetzt so weit und mühsam erschien.

Hingegen hing der ungeheure Lüster in ihrer Augenhöhe, das mattblitzende, leisklirrende Märchengeschöpf, das Francinens Blick seit dem ersten Tage mit kindhaften Phantasien angezogen hatte. Er schwankte wirklich in einem leichten, zauberhaften Ausschlags-

winkel oder beschrieb, wenn man schärfer hinsah, einen kleinen, kaum merklichen Flugkreis. Francine trat an das Geländer des Treppenabsatzes, denn sie fühlte plötzlich das Bedürfnis, diesem strahlenden Riesenvogel, der mit ausgebreiteten Schwingen über dem Abgrund schwebte, näher zu sein.

Das Geländer, das den Korridor von der fürchterlichen Tiefe trennte, war nicht hoch. Francine konnte sich mit freiem Oberkörper weit vornüber beugen. Und sie sah jetzt — ihr Herz hatte sich wieder beruhigt — ohne jeden Schwindel hinab, sah, wie sich die Halle mit vielen verzeichneten Menschen füllte, und hörte das Stimmen der Instrumente.

Gestern um dieselbe Stunde hatte sie denselben Blick in die Tiefe getan. Und da war ihr — gestern — ganz leise die Lockung ins Blut geschlichen:

„Wie wär' es, wenn ich mich jetzt noch weiter vorbeuge und das Gleichgewicht verliere . . ."

Sogleich aber hatte sie scharf diese Versuchung von sich gewiesen. Es war die Tiefe, der Abgrund, der leere Raum und seine Anziehungskraft auf die Seele, die sie wohl kannte, nicht aber der Wunsch, ihrem Leben ein Ende zu machen. Dessen war sie sich so klar bewußt, daß sie noch eine Weile lang trotzig dem Abgrund die Stirne geboten hatte, ehe sie das Geländer verließ, . . . gestern . . .

Und gestern war doch ein Grund da zum Ver-

zweifeln. Heute aber und jetzt war doch nur Grund da zur Freude und zu Dankgebeten. Francine suchte hastig die Dankbarkeit in sich, sie suchte das Erlösungs- und Glücksgefühl, das wenige Minuten vorher noch bei Philipps Geständnis in ihr gepulst hatte. Aber sie fand nur eine große Öde, die ihr in den Ohren rauschte wie gottloses Wasser. Immer scheußlicher wuchs das Tönen dieser Öde in ihrem Gehör. Aber es machte nicht bewußtlos, nein, es stachelte bösen Scharfsinn auf. Erkenntnisse rauschten:

„Gestern habe ich etwas besessen. Angste, Konflikte, Entschlüsse! Ich war reich. Die Erlösung hat mich leer gemacht. Mir ist, als hätte ich heute einen großen Verlust erlitten. Das Glück grinst. Und was ich gewesen bin, werde ich doch nie wieder sein . . .“

Francine wußte genau, wie gefährlich es war, diesen Gedanken der Öde weiterzuspinnen. Sie hoffte, irgend eine Tür werde sich öffnen, ein Gast aus dem Zimmer treten, ein Stubenmädchen, ein Diener jetzt vorüberkommen. Sie lauschte krampfhaft nach Schritten. Schritte allein hätten genügt, sie vom Geländer zu lösen und sanft in ihr Zimmer zu führen.

Doch nichts rührte sich.

In der Tiefe des strahlenden Schachtes aber brach die Jazzband los. Das Jammern der Saxophone, das gepreßte Keuchen des Blechs, das Teppichklopfen des Schlagwerks versammelte sich hier oben zu seinem

eigenen Echo wie eine schaurige Menagerie. Um den schwankenden Lüster aber schwirrte das tückische Flüstern unsichtbarer Insekten. Und unten begann das betäubende Phlegma des Tanzes.

Francine erzitterte. Unter den äffisch kletternden Klängen glaubte sie jetzt den faden Boston zu entdecken, der nichts anderes war als die Melodie der großen Öde, die sie beherrschte, die alles beherrschte. Noch einmal machte sie einen kleinen Versuch, vom Geländer loszukommen, aber schon war jeder Finger mit eigenen kitzelnden Ketten festgeschmiedet. Und nur der Weg nach Vor blieb frei. Da ergab sie sich.

Aber sofort entwuchs dem gottlosen Phlegma, der Öde, ein tödlicher Übermut. Und dieser Übermut hielt die Luft für ein dichtes Element wie Wasser und den Abgrund für tragfähig. Mit zwei Schwimmtempi mußte der goldene Leuchter zu erreichen sein . . .

Warum trat kein Gast aus seiner Tür? Warum ging kein Mensch vorbei? Warum erbarmte sich in den weiten Gängen des Hotels auch nicht ein Schritt mit menschlichem Hall?

Der große Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie arbeitete sich mit hohlen Hilferufen der Sirenen durch den Nebel.

Der Zug hatte Rom verlassen und durchkeuchte, wie wahnsinnig, die Nacht.

Aber nichts mehr konnte Francinen retten.

Das Trauerhaus

I

Es wäre eine Nacht geworden wie jede andre, wenn nicht zwei einschneidende Ereignisse ihren Gang gestört hätten.

Vier von den fünf Tischen im Großen Salon waren schon um zehn Uhr besetzt, doch auch der Blaue Salon, wo die Spitzen der Behörden, ein hoher Adel und die Charakterköpfe aus Finanz und Industrie zu verkehren pflegten, war diesmal zu früher Stunde gut frequentiert. Dieses blaue Zimmer stand unter Champagnerzwang, öffnete nur geschlossenen Gesellschaften von einer gewissen Rangs- und Steuerklasse aufwärts seine Pforten und war mit Gobelins sowie einer raffinierten Spiegelvorrichtung ausgestattet, welche, wie das Gerücht ging, der gemeinschaftlichen Durchführung vornehmerer Laster dienlich sein sollte. Die Gäste des Großen Salons allerdings kannten das blaue Zimmer meist nur vom Hörensagen, war ja doch selbst im allgemeinen Raum der Konsum einer Flasche sauren Weines mit beträchtlichen Kosten ver-

bunden. Da aber die Verabreichung von Getränk nicht als wesentliche Bestimmung des Hauses zu gelten hatte, bekamen nähere Freunde im Großen Salon nach Maßgabe ihrer Kopfzahl bestimmte Kollektionen von Kaffee oder Schnaps serviert.

Nichts sei damit gegen den Großen Salon gesagt. Er war durchaus feudal mit seiner goldbeladenen Renaissance, den gekrönten Spiegeln, roten Samtvorhängen und dem eisglatten intarsierten Tanzparkett. Wir haben es ja hier mit einem Etablissement zu tun, das die Bezeichnung ruhig ablehnen kann, die ihm ein ungegliederter und armseliger Sprachschatz verleiht. Zumindest aber müßte man dieser Bezeichnung ein k. k., ein kaiserlich königlich voranstellen, denn Plüschmöbel, Goldschnörkel, Spiegel, Samtvorhänge, die Stiche an den Wänden, die nicht nur heiter-dezente Liebesszenen, sondern auch Pferdewettrennen darstellten, die Prachtrenaissance eines hochnäsigen, damals schon langverschollenen Jahrzehnts, das Kaiserbild in der Küche, — aus all dem staubfangenden und schon leicht räudigen Glanz schaute der verlegene Blick der alten Doppelmonarchie den Betrachter an.

In unserer Stadt hat es bis tief in den Krieg hinein drei Institutionen gegeben, die diesen hochoffiziösen Charakter rein bewahrten! Das war die Konditorei Stutzig, die Tanzschule, die Herr Pirnik

in einem schönen Barockpalais nahe der berühmten Brücke etabliert hatte, ein distinguierter Ort, wo die gute Bürgerjugend neben Walzer, Sir Roger, Polka, Tyrolienne auch eine klassische Quadrille lernen durfte, . . . und eben dieses Haus hier, in dem wir uns gegenwärtig befinden.

Es ist, wie ich glaube, als letztes verschwunden.

II

Die Damen, soweit sie nicht intimeren Dienst hatten, waren auf ihrem Posten. Mit wiegendem Schritt durchkreuzten sie den Raum, drehten sich, einsame Entzückung in den Mienen, vor dem Spiegel, baten sich mit höflicher Kälte Zigaretten aus und nahmen herablassend-interesselos für eine Weile an den Tischen Platz. Sie schienen von dem Gefühl einer ganz besonderen Würde durchdrungen zu sein, einer Würde, die sich jeder Pensionärin dieser altberühmten und vornehmen Stätte mitteilte. Hier aufgenommen worden zu sein, das bedeutete den Eintritt in höhere Lebenskreise. Diese Würde kam mannigfach zum Ausdruck. Im Gegensatz zu ähnlichen Lokalen gingen hier nur wenige Damen kurzgeschürzt, die meisten trugen phantastische Negligées, wallende Morgengewänder, Valeska, die pompöseste unter allen, sogar ein regelrechtes Ballkleid, das auf dem Theater- oder Juristenball eine ausgezeichnete Zensur in der Zeitung davongetragen hätte. Trotz der hinderlichen Kleidung geschah es nicht allzuoft, daß man die Beine entblößte, um aus dem Strumpf ein Zigaretten- oder Puderetui zu holen.

Nur Ludmilla ging in einem kniefreien Rock, und sie mit ihrer gebrechlichen Kinderfigur hätte sich gar nicht

anders tragen können. Es war bemerkenswert, daß ihr gänzlich die äußere Unruhe abging, jene gleichgültige Unruhe, die zu den Berufseigentümlichkeiten der Damen gehörte, sie immer wieder von Sitz und Stand jagte und wie nervöse Käfigtiere sinnlos durchs Zimmer zu laufen zwang. Ludmilla hingegen saß ganz still am militärischen Tisch rechterseits und lauschte mit tiefem Ernst den Ausführungen des Leutnants Kohout, als wolle sie keine Gelegenheit vorübergehn lassen, etwas zu lernen. Niemand konnte ihr etwas anmerken.

Leutnant Kohout vom Feldkanonenregiment Nr. 23 hatte sich mit zwei Einjährig-Freiwilligen derselben Formation hier eingefunden. Zwischen ihnen herrschte die falsche und gefährdete Vertraulichkeit von Vorgesetzten und Untergebenen, die mit aufgehobener Rangordnung an einem Tische sitzen. Die Manöver standen vor der Tür und das drohende Gespenst der Reserveoffiziersprüfung mit ihnen.

Der Leutnant, die wässrigen Augen starr auf Ludmilla richtend, tröstete die beiden Freiwilligen, die nicht ohne Angst der Zukunft entgegensahen:

„Schaut's, ihr müßt's wissen," sagte er, des Mädchens Beifallsblick suchend, „ich hab's auch nicht leicht gehabt bei der Fähnrichsprüfung, und ihr habt's doch Schulen und seid's gebildete Leute. Schaut mich da der Herr Oberst von Wurmser scharf an: Kadettoffiziersstellvertreter Kohout! Was wissen Sie von

Julius Cäsar? – Ich reiß mich zusamm' und schrei: Herr Oberst, melde gehorsamst: Nichts! . . . Zweite Frage: Kadettoffiziersstellvertreter Kohout! Was wissen Sie von Karl dem Großen? – Ich reiß mich schärfer zusamm' und schrei noch lauter: Herr Oberst, melde gehorsamst: Nichts! . . . Der Herr Oberst von Wurmser wartet eine Weile und dann kommt's: Kadettoffiziersstellvertreter Kohout! Was wissen Sie von Kaiser Josef? – Da hab ich aber den Herrn Obersten schön hereingelegt. Ich schlag die Hacken zusamm', daß es kracht: Herr Oberst, ich bitte gehorsamst, welcher Kaiser Josef; es gibt derer nämlich zwei!?.. Der Herr Oberst von Wurmser sagt: Schau, schau! Aber ich bin durchgekommen. Seht's ihr also, militärisch muß man sein, nicht ziviliſtisch, und das ist alles!"

Ludmilla sah den Leutnant teilnahmsvoll-verstehend an. Sie lachte nicht. Ihre Kinderstirn blieb streng und sachlich unter dem schweren Blond, das ihr Gott gegeben. Sie schien mit der strammen Wendung der Anekdote vollkommen einverstanden: Militärisch, nicht ziviliſtisch! In allem und jedem hatte die straffere Weltordnung ihre Sympathie.

Als einer der Freiwilligen unter dem Tisch ihre Wade zu streicheln begann, ließ sie es geschehn und rückte nur ein wenig zur Seite. Die Kluge wußte genau, daß der militärische Rangunterschied, die gegen-

seitige Geniertheit der Nicht-Gleichgestellten etwaigen Ansprüchen und Begierden einen Dämpfer aufsetzen würde. Und dies gerade war es, was sie heute brauchte.

Hier jedenfalls fühlte sie sich wohler, als sie sich am Nebentisch gefühlt hätte, wo Ilonka, „das fette ungarische Luder", den beiden Alten sich „aufdrängte". Und was für Leute waren das auch. Der eine kam bestimmt vom Lande, aus einer Gegend, die sie, Ludmilla, ungeschaut, haßte. Eine riesige Uhrkette lag auf seinem Bauch, und man wußte nicht, war der Bauch für die Uhrkette da oder die Uhrkette für den Bauch. Das kannte sie schon. Auch in ihrem verfluchten Heimatsnest kam ein Mann erst zu Ansehn, wenn er sich den Bauch für die richtige Lage der Uhrkette angefressen hatte. Ein Baalboth war das!

Dieses dunkeltönende Fremdwort „Baalboth" hatte die Jüdin Jenny eingeführt, eine mythische Vorgängerin der heutigen Damen, die nun in Wien als Besitzerin eines großen Kaffeehauses am Franz-Josefsquai lebte. Jenny war das sagenhafte Vorbild aller Tüchtigkeit und Karriere. Kaum ein Tag verging, ohne daß ihre verklärte Persönlichkeit als Beispiel herangezogen wurde. Was aber den Ausdruck „Baalboth" anbetrifft, so hatte er hier die Bedeutung eines reichen Mannes aus der Provinz, der in der Hauptstadt nachtsüber sein Liebesleben ausführlich

und gründlich absolviert, im übrigen aber keinen Heller über die Taxe zahlt.

Und an diesen Baalboth schmierte sich das Schwein von Ilonka. Für zehn Gulden war der alles recht. Aber Ludmilla gönnte ihr's, daß nicht einmal diese beiden Onkel – (schämen sollte sich so ein fettherziger Familienvater, ins Puff zu gehn!) – daß einer wie der andre nicht auf sie flog. Der Baalboth spuckte Ilonka nicht an, dagegen sah er sich nach Ludmilla die Augen aus, aber Ludmilla begegnete ihnen nicht einmal mit Verachtung. Für sie waren solche Kunden Luft. Da mochte er seine Stimme noch so sehr anstrengen, um ihr mit seinen aufgeblasenen Ansichten zu imponieren. Und wirklich, der Mißachtete hatte seine Stimme so stark erhoben, daß man sie überall im Großen Salon hören konnte:

„Organisation, Herr Kraus, Organisation", rief die Stimme, während die dazugehörenden Bettelaugen Herrn Kraus nicht ansahen, sondern um Ludmillas Wohlwollen warben:

„Wenn Sie in den Himmel hinaufschauen, Herr Kraus, was sehen Sie dort? Organisation! Und wenn Sie einen kleinen Ameisenhaufen betrachten? Detto! Der deutsche Bruder im Reich draußen hat es heraus: Organisation in Wirtschaftsleben und Politik ... Aber wir ... in Österreich ..."

Der Baalboth seufzte auf, durch den traurigen Zu-

stand des Vaterlands betrübt und durch die Niederlage seines Werbeblicks aufgewühlt.

Herr Kraus stimmte, völlig überführt, in den Seufzer ein:

„Ja! Gerad dasselbe hab ich heut im Tagblatt gelesen."

Ludmilla suchte ein Ziel des Wegschauens. Da war der Tisch der Jugend, der in einem gutmütigen Verruf bei den Mädchen stand, denn die Jugend war nur selten kaufkräftig und benutzte den Großen Salon vor allem als stimmungserregenden Tanz- und Diskutierraum. Manja und Anita, die beiden Trampeln, saßen natürlich schon dort und lachten mit seinen Freunden, die eben gekommen waren. Aber Oskar blieb aus, wie er gestern und vorgestern ausgeblieben war; das erstemal ausgeblieben! Ludmilla hätte sich eher aus dem Fenster gestürzt, als daß sie zu dem Tisch gegangen wäre, nach Oskar fragen. Nicht einmal den Gruß der jungen Leute erwiderte sie. Manja lachte jetzt hellauf. Mag sie nur lachen, sie ist und bleibt die Tochter des Totengräbers von Rokycan mit ihren schmutzigen Riesenbeinen, die wohl noch im Vorjahr nackicht hinter den Gänsen des Dorfes her waren. Totengräber? Das kommt gleich hinter Henker und Schinder . . .

Da sah Ludmilla lieber zu den Ganzgescheiten in der Ecke hinüber, zu den Juden, die niemals Wein oder Schnaps und immer Kaffee tranken. Dort übte die

Berlinerin Grete ihre Macht, die Verrückte. Sie nickte jetzt Greten freundschaftlich zu, eine Liebenswürdigkeit, die unter den Damen nicht geringes Erstaunen hervorrief. Denn soviel Freundlichkeit war man von der Spröden nicht gewöhnt. Zudem war Grete ihrer „Bildung" wegen ein Gegenstand allgemeiner Abneigung. Aber Ludmilla hatte gesehn, wie Grete ihren Doktor Schleißner umarmte und küßte. Und da spürte sie plötzlich eine Art freudigen Neides und hatte der Kollegin ein Zeichen des Einverständnisses senden wollen. Den Schleißner neidete sie ihr selbstverständlich nicht. Wie kann man einen Menschen lieben, der unausgesetzt spricht und spricht, der solch eine Riesennase im Gesicht sitzen hat und seine schwarzen, drahtigen Haare immerfort mit den Fingern dreht ... Was tut dieser Mensch, wenn er nicht spricht? Kann er überhaupt schweigen, schlafen, lieben ... Von Zärtlichkeit hat der keine Ahnung.

Aber Gretes Zimmer war ja auch vollbehängt mit Bildern von Schriftstellern. Und ihr Album mit Gedichten und Unterschriften, das die Unausstehliche den andern Damen immer unter die Nase hielt! Eine Verrückte!

Ludmilla schämte sich jetzt ihrer Freundlichkeit, denn Grete, von einem Ausspruch Schleißners hingerissen, kreischte laut auf:

„Daß so was sterben soll! Daß so'n Kopf wird unter der Erde faulen müssen!"

Es war für Ludmilla eine Erlösung, daß jetzt Fräulein Edith, die Wirtschafterin, hereintrat, den beiden Alten eine frische Flasche Wein brachte und auf den Tisch der Gescheiten das Tablett mit der kleinen Kaffeekollektion für vier Personen stellte.

Der Anblick von Fräulein Ediths warm ausstrahlender Festigkeit hatte immer wieder die Kraft, Ludmilla aufzurichten.

In jeder menschlichen Betätigung gibt es eine natürliche Rangordnung und Anciennität. Was für Leutnant Kohout die Stufe des Regimentskommandanten etwa, das bedeutete für die Damen des Hauses, für die anständigen zumindest, die Stellung der Wirtschafterin. Das Imposante in dem besonderen Fall, Edith war hübsch, nicht alt, keine dreißig, ihre muskulösen und weitläufigen Formen standen im Kurs. Dennoch war sie dienstfrei. Aufforderungen galten für sie nicht, sie konnte dem Ruf des Herzens folgen. Sie allein verwaltete die Geschäftsbücher, die Conti der Pensionärinnen, qualifizierte deren Arbeitswert und hatte zu alledem kontraktlich zwei Abonnementssitze im Neuen Deutschen Theater zugesichert.

Während die Mädchen nur alle vierzehn Tage zu gemeinschaftlichem Vergnügen in eine Sonntagnachmittags-Vorstellung geführt wurden, saß Edith zweimal wöchentlich im Parkett und es war eine eifersüchtig

umworbene Ehre, von ihr auf den andern Sitz mitgenommen zu werden.

Ludmilla hatte übrigens bei dieser Gelegenheit — man gab den „Veilchenfresser" — Oskar das erstemal gesehn. Kein Mensch kann behaupten, daß der magere und hohlwangige Anfänger in der kleinen Rolle eines preußischen Offiziers damals gute Figur machte. Sie aber in ihrer Hellsicht hatte sich in den unscheinbaren Jungen verliebt.

Jetzt machte sie sich vom Tisch der protestierenden Artilleristen los und trat zu Fräulein Edith. Die Wirtschafterin nahm sie zärtlich um die Hüfte:

„Der Lump ist wieder nicht gekommen?!"

Ludmilla überwand das Weinen durch ein gepfeffertes Schimpfwort, das ihr sogleich das Herz zernagte. Edith tröstete:

„Dummerl! Das wirst du dir noch abgewöhnen. Was ist ein Mann? Wann er ganz fein ist, ein Hundertkronenschein in Hosen! Und so eine wie du?! Du wirst ihm doch nicht die Wurzen abgeben! Schäm dich!"

„Was soll ich aber tun, Edith, wenn einer mit mir gehn will . . ."

Edith war zu allem bereit. Um Ludmillas willen wollte sie als „Diensthabende" ein Aug zudrücken:

„Weißt du was, Miltschi," flüsterte sie, „ich deck dich! Geh hinauf und sperr dich ein!"

Ludmilla aber stampfte auf:

„Jesusmaria! Ich kann nicht. Ich halt's ja nicht aus oben . . ."

Edith beruhigte, aber schon mit geteilter Aufmerksamkeit:

„Kenn ich alles, hab das alles durchgemacht, Liebling ... Hat es mir geschadet? Schau mich an und spuck darauf!"

Hier unterbrach die Wirtschafterin das Gespräch. Es waren immer mehr Gäste gekommen und der Große Salon war voll. Auch aus dem Blauen Zimmer schallte Klirren und Gelächter herüber. Doch etwas war nicht in Ordnung. Fräulein Edith entrüstete sich und ihre tiefe Stimme drohte:

„Wo ist denn der Nejedli?"

Aber der Herr Nejedli war im selbigen Augenblick aufgetaucht und machte den versammelten Herren sein Kompliment:

„Bitte ringsumseits um Verzeihung. Aber ich war zu einem Kinderball engagiert. Hat sehr lang gedauert. Bis jetzt! . . ."

Der strenge Blick der Wirtschafterin ließ sich nichts vormachen. Nejedlis Hand tastete eifrig und schuldbewußt über dem Boden:

„So kleine Kinderln, sag ich Ihnen, Fräul'n Edith, lauter herzige Kinderln . . ."

Und schon eilte der alte Mann ans Klavier und begann, damit die Stimmung kühner werde, den „Gladiatorenmarsch" von Fucik zu trommeln.

III

Herr Nejedli, der Klavierspieler, besaß vier bezeichnende Eigenheiten. Erstens trug er ein Katerl auf dem Kopf; so nennt man nämlich eine leichte Scheitelperücke, die in diesem Falle in offenbarem Farbwiderspruch zum Randhaar ihres Besitzers stand. Das Katerl war kastanienbraun, das Randhaar aber schneeweiß. – Wer kann schließlich von einem im Nachtgeschäft tätigen Klavierspieler fordern, daß er sich für jedes Stadium des Ergrauens den entsprechenden Haarersatz anschaffe?

Die zweite Eigenheit war schon bedenklicher. Sie lag in der sehr zusammengesetzten Duftaura, welche Herrn Nejedli umgab und die aus den Gerüchen von fetter Pomade, Anisetteschnaps und Alter gemischt war.

Die dritte Eigenheit bestand in der abwechslungsreichen Darstellung von Unglücksfällen, denen Nejedlis Tochter Rosa zum Opfer gefallen sein sollte. Die Tragik dieser Unglücksfälle steigerte sich jeweils mit dem Alkoholgenuß. Niemals hatte ein bejammerungswürdigeres Geschöpf gelebt als jene Rosa, von der durchtriebene Seelenkenner behaupteten, daß sie wirklich geblüht habe und nicht nur Ausgeburt und Fabelwesen des Rausches sei . . .

Ob und was sie auch immer gewesen sein mag, im Munde ihres Vaters war sie heute an der Tuberkulose elend verstorben, gestern hatte sie sich aus dem Fenster gestürzt, ein andermal mußte eine Eisenbahnkatastrophe herhalten, um ihr den Garaus zu machen. Jedesmal aber flossen die Tränen wahrhaftiger und tiefer Erregung über die Wangen des Erzählers.

Das wichtigste Charakteristikum Nejedlis jedoch lag in der Tatsache, daß er als achtjähriger Knabe an der Exhofhaltung Kaiser Ferdinands des Gütigen oben auf dem Hradschin „k. k. Titularwunderkind" gewesen war, wie er den außergewöhnlichen Rang selber bezeichnete. Im Hinblick auf solch strahlende Vergangenheit wurde er oft und gerne aufgezogen.

Auch jetzt trat Doktor Schleißner, der es liebte, hier den Eingeweihten und Fremdenführer zu spielen, an das Klavier und stellte einen langen, düster-würdigen Menschen vor:

„Darf ich die Herren bekannt machen? Unser großer Virtuose Nejedli! Herr Präsident Morè. . ."

„Keine Namen, wenn ich bitten darf!"

Der Düstere flüsterte das mit schmerzdurchzuckter Miene, als wäre ihm einer wuchtig auf den Fuß gestiegen.

Schleißner bat um Entschuldigung:

„Vergessen Sie den Namen, Nejedli! Aber vergessen Sie nicht, daß hier der Herr Präsident der

Spinoza-Gesellschaft und Ordensmeister der ‚Söhne des Bundes' vor Ihnen steht."

Der alte Nejedli sprang auf:

„Habe die Ehre, Herr Präsident! Kenne schon den Herrn Präsidenten ergebenst. Habe die Auszeichnung gehabt, Herrn Präsidenten gestern beim Funus des Herrn Kaiserlichen Rates Habrda . . ."

Morè schnitt die Begrüßung ab. Er liebte es nicht, an Leichenbegängnisse gemahnt zu werden, die mit seinem Lebenserwerb, dessen Art er gerne verbarg, in Beziehung standen. Um es rund heraus zu sagen, der Präsident der Spinoza-Gesellschaft war in die Listen der Handelswelt als „Grabsteinagent" eingetragen. Er vermittelte zwischen den Trauernd-Hinterbliebenen, der Denkmalsunternehmung und dem bürgerlichen Nachruhm der Verstorbenen. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß die Fülle der Ehrenämter einerseits, der geschäftliche Umgang mit dem Tode andererseits den gehaltenen Ernst und den priesterlich langen Rock des Präsidenten auf dem Gewissen hatten.

Hier an diesem Ort schien er das erstemal anwesend zu sein. Er führte langsam ein nicht entfaltetes Taschentuch an den Mund. Mit dieser ungenügenden, aber symbolischen Gebärde wollte er wohl andeuten, daß ein Mann wie er in solcher Umgebung gut daran tue, seine stadtbekannten Züge ein wenig zu verbergen.

Doktor Schleißner aber wollte dem Präsidenten

etwas bieten und wandte sich an den Klavierspieler:

„Wie war das mit Kaiser Ferdinand dem Gütigen, Nejedli, und mit Ihren Konzerten?"

Der Alte duckte sich ängstlich über die Tasten:

„Mir scheint, meine Herren, Sie wollen mich mit Hochverrat und Majestätsbeleidigung hereinlegen. Lauter Balmechomes sitzen im Salon . . ."

Morè sandte einen finsteren Blick aus.

Nejedli beeilte sich:

„Balmechome, Herrn Präsidenten zu dienen, nennen die Herren Israeliten alle Mannschaften und Gagisten im aktiven Militärverhältnis."

Schleißner beruhigte:

„Erstens kann Sie niemand hören und zweitens weiß doch kein Mensch, wer Kaiser Ferdinand war."

Nejedli erklärte eifrig:

„Aber das ist doch der gottselige Onkel von unserm Kaiser. Sie haben ihn anno 48 in Olmütz abgesetzt. Noch wie heute denk ich ihn. In der Burg oben hat er residiert und mit einem Prachtzeugel — Lipizzaner Schimmel natürlich — ist er täglich nach Baumgarten oder in den Canalischen Park spazieren gefahren."

Die tiefe Rednerstimme des Präsidenten Morè fragte:

„Und war er wirklich gütig?"

Bei diesen Worten nahm das feierliche Gesicht den geschmeichelten Ausdruck eines dynastisch empfindenden

Mannes an, dessen Gedanken mit Rührung einer allerhöchsten Person nahen.

Nejedli verdrehte geheimnisvoll die Augen:

„Gütig war er nicht, aber narrisch war er."

Schleißner munterte auf:

„Sie haben doch als Wunderkind Konzerte in der Burg gegeben. Wie war denn das?"

Nejedlis knotenreiche Finger versuchten sich in einem perlenden Lauf:

„Sie können es mir ergebenst glauben, Herr Doktor, ich war ein gesuchtes Wunderkind. Konzertiert hab ich im spanischen Saal. Der ganze P. T. Hochadel war anwesend, Hof und Gesellschaft. Also hier ist Seine Erlaucht, der Herr Graf Kolowrat gesessen und dort Ihre Durchlaucht, die Fürstin Lobkowitz. Ich seh sie vor mir, als wär es heut. Eine Schönheit, auf mein Wort! Und dann Seine Exzellenz, der Herr Statthalter von Böhmen, und der Herr Korps-kommandant Graf . . . Graf . . . Fixlaudon . . . Wie hat er nur geheißen? . . ."

Doktor Schleißner drängte neugierig vorwärts.

Nejedlis Finger perlten den Lauf zurück:

„Damals, meine Herren, hab ich ein Gedächtnis gehabt und Fingerln, das kann ich untertänigst sagen. Mein ganzes Programm hab ich auswendig herunter-konzertiert: ‚Die Abendglocken', ‚Mon souvenir', ‚Ouverture zu Wilhelm Tell' und ‚Arrangement aus

der Oper Die Jüdin'. Ja, ja, heut kann ich nur wenig auswendig spielen und von Noten gar nichts mehr, wegen der maroden Augen. Ausgeweint hab ich mir die Augen. Herr Doktor wissen, seitdem ich das Unglück mit der Roserl gehabt hab . . ."

Doktor Schleißner brachte den Erzähler schnell und behutsam wieder auf sein Thema zurück. Nejedlis Hände zerklopften ein Musikstück, während er weiter berichtete:

„Also, meine Herren, ich hab damals wirklich gut gespielt. Hof und Gesellschaft applaudieren und verlangen da capo. Die Damen schauen mich ganz gerührt durchs Lorgnett an. Auch Seine Majestät der Kaiser kommt applaudierend auf mich zu: Bravo, bravo, ruft er dabei und ich kleiner Bub will mein Buckerl machen und ihm die Hand küssen. Er fangt auch wirklich sehr lieb an, mich zu streicheln. Aber so wahr ich hier bin, auf einmal reißt es ihm in der Hand und er haut mir eine Watschen herunter . . ."

In des Präsidenten Augen zuckte es dunkel. Nejedli aber fuhr milde-verstehend fort:

„Ich will nichts gegen Seine Majestät gesagt haben. Der Kaiser hat ja nichts dafür können. Ich hab genau gespürt, wie er sich gegen die Watschen gewehrt hat, die ihm in der Hand saß. Das Watschen war halt eine Eigenartigkeit von ihm. Sein Adjutant, der Herr Feldzeugmeister Graf Kinsky, hat ihm bei

der Ausfahrt immer die Händ' festgehalten, denn man konnte ja nicht wissen. Sie fahren über die Steinerne Brücke. Dort steht der goldene Herrgott, den ein Jud hat bezahlen müssen, weil er vor dem Allerheiligsten nicht den Hut gezogen hat. – Ich will damit ergebenst nichts gegen die Herren Israeliten vorbringen. – ‚Laß mich aus, Exzellenz', sagt Seine Majestät zum Adjutanten. Der aber hält nur noch fester des Kaisers Hände zusamm'. Seine Majestät bittet immer schöner: ‚Laß mich aus, Exzellenz, ich muß mich ja bekreuzigen!' Da kann der General vorschriftsmäßig laut Exerzierreglement nicht anders und muß die allerhöchsten Händ' loslassen. Und schon hat er eine sitzen!"

Doktor Schleißner war über diese Geschichten hochentzückt. Sein Freund hingegen, der Grabsteinagent und Präsident Morè, schien weniger erbaut. Unter der Maske harmloser Anekdoten verbarg sich insgeheim subversive Gesinnung und tschechoslawischer Hochverrat gegen das Kaiserhaus, dem er treu anhing.

Nejedli verjagte jetzt Anita und Manja vom Klavier.

„Gehts weg, Madeln! Gleich werd ich euch etwas zum Tanzen spielen."

Dann wandte er sich an Schleißner:

„Kennen Herr Doktor die Volkshymne, die man zu Zeiten des gottseligen Kaisers Ferdinand in Wien gespielt hat?"

Und er sang ganz leise, sich nur mit dem Baß begleitend:

„In Schönbrunn
Sagt er,
Lebt ein Aff
Sagt er,
Hat ein G'sicht
sagt er,
Wiar a Pfaff
Sagt er,
Frißt kan Zucker
Sagt er,
Trinkt kan Wein
Sagt er,
Welcher Aff
Sagt er,
Kann das sein?"

Der Klavierspieler schaute dem Präsidenten Morè mit traurigem Kopfschütteln in die Augen:

„Ein freches Volk das, die Wiener! Überhaupt Kaisertreue, die findet man ergebenst nur bei uns."

„Was singen Sie da? Lauter, bitte!" rief Leutnant Kohout Nejedli an.

Der aber nahm stramm Stellung:

„Herr Leutnant, melde gehorsamst, ein alter Schlager, der Herrn Leutnant nicht interessieren wird."

Der Leutnant bestätigte das:

„Ich hab nur die allerneuesten Schlager gern. Also, Nejedli, spielen Sie etwas Fesches!"

Daraufhin begann Nejedli mit seinen Gichtfingern einen Walzer aufs Klavier zu dreschen, der schon mindestens zehn Jahre alt war. Die Damen tanzten, zumeist miteinander. Nur Grete hielt Doktor Schleißner, den sie hoch überragte, schwelgerisch im Arm.

Ludmilla stand in der Tür und wandte allen den Rücken zu.

IV

Mit einem Mal waren die Mädchen aus dem Großen Salon verschwunden. Man konnte Fräulein Edith eine Meisterin in solch unauffälligen Truppen-Verschiebungen nennen.

Es schienen illustre Gäste angekommen zu sein, Gäste, die in einen noch abgeschiedeneren Raum, als es der Blaue Salon war, geführt zu werden pflegten. Dieses Gesellschaftszimmer, dessen Existenz wir noch nicht verraten haben, wurde das Japanische Separee genannt und lag zwei Türen weit rechts vom Hauseingang im Flur.

Es war dafür gesorgt, daß dieser Flur des Hauses würdig sei und die Wünsche des Gastes nicht etwa erkälte, sondern steigere. Dem Eintretenden schlug auch, sowie ihm die Türhüterin geöffnet hatte, eine überhitzte Wärmewelle entgegen und ein Duft, dessen Eigenart er sein Lebtag nicht wieder vergessen sollte. Nach heißem Badewasser roch es, in das man Parfüm geschüttet hatte, nach Seifenschaum, nach Vaseline, Hautcreme, Schminke, Schweiß, Alkohol und scharfgewürzten Speisen . . .

Nicht lange konnte es verborgen bleiben, daß hochgestellte Persönlichkeiten das japanische Separee bezogen hatten. Herr Doktor Schleißner war mit scharfen

Ohren begabt, denen nicht nur der Donner von Fiakern in den engen Gassen, sondern auch selbstbewußtes Sporenklirren unten im Flur aufgefallen war. Zudem sagte das Verschwinden der Mädchen alles. Schleißner kombinierte sicher: „Fürstlichkeiten von den Brandeiser Dragonern!" Morè machte ein undurchdringliches Gesicht. Er sah drein, als hätte er es nicht nötig zu kombinieren, da ihm der Name jener Persönlichkeiten, die eben eingekehrt waren, längst bewußt sei; Indiskretion aber wäre seine Sache nicht.

In damaliger Zeit gab es noch nicht die riesigen Tanzpaläste, welche heute die Nacht der Großstädte beherrschen. Sehr beschränkt war die Zahl der ‚Tabarin', ‚Maxim' und ‚Alhambra'. Daher kam es vielleicht, daß der Besuch dieses Hauses in der Gamsgasse wenig Diffamierendes hatte. Offiziere konnten ruhig in voller Uniform erscheinen, öffentliche Funktionäre mußten, wenn sie sich zeigten, keines Tadels gewärtig sein, hohe Gäste bedeuteten keine Außergewöhnlichkeit. Historische Gemüter erklärten diesen Freimut damit, daß im Kriegsjahr 1866 die preußische Generalität im Blauen Salon einige Siegesfeiern abgehalten und damit dem ganzen Hause eine besondere Weihe gegeben hatte.

Die Damen kehrten sehr bald in den Salon zurück. Nur Anita, Valeska und der Polin Jadwiga war das Glück zuteil geworden, von den eleganten Kömmlingen

ins Vertrauen gezogen zu werden. Grete schimpfte:

„Ungezogene Bengels!"

Sie warf sich wieder in die bereitwilligen Arme ihres Doktor Schleißner. Erstaunlich aber war es, daß Ludmilla zurückkehrte, sie, die Krone, die kindliche Schönheit des Hauses. Hoffentlich hatte es keine der Kolleginnen bemerkt, daß sie von Edith, die aus eigener Erfahrung ihren Roman nachfühlen konnte, an einem intimen Ort versteckt und gegen die Herren verleugnet worden war.

Ludmilla ging mit ihren stechend-entschlossenen Schritten durch den Raum und machte Miene, sich wieder an den ungefährlichen Tisch der Artilleristen zu setzen, als der Baalboth, jener dröhnende Gast mit Bauch, Uhrkette und Organisation, sich schwer erhebend, zu ihr trat und die ungeschickte Tanzkränzchenverbeugung eines angejahrten Kleinstädters vollführte:

„Mein Fräulein, darf ich mich nach dem werten Befinden erkundigen?"

Er sagte das und auf seiner Stirn stand Schweiß der Gier, der Selbstüberwindung und die säuerliche Verlegenheit eines schlechten Gewissens. Ludmilla maß ihn von oben bis unten, wie etwa eine treue Ehefrau den Mann, der sie auf der Straße anspricht, abblitzen läßt, machte „Pah" und setzte sich an ihren früheren Platz. Der Gedemütigte lastete schwer und einsam auf dem spiegelnden Tanzparkett. Dann

trat er mit großen Füßen, die sich ihres Knarrens schämten, zurück, aber in seinen erstarrten Augen war nicht allein Betretenheit zu lesen.

Niemand hatte diese Szene bemerkt, denn von der Tür her krähte eine hohe und schleppende Stimme:

„Ihr seid mir ein traut's Kind, ihr alle miteinander!"

Der Besitzer dieser schleppenden Stimme und eines noch weit schleppenderen Körpers wurde mit Händeklatschen und lebhaftem Zuspruch begrüßt. Es war niemand anderer als der Herr und Chef dieses Hauses, Max Stein, eine merkwürdige und beliebte Erscheinung, von allen Freunden des Ortes ‚Maxl' genannt.

Man behauptet allgemein, daß ‚Decadence' das Zeichen der späten Sprößlinge überzüchteter Familien und Adelsgeschlechter sei. Maxl entstammte wohl einer alten Familie, doch ein Adelsgeschlecht konnte man sie kaum nennen. Was aber die Decadence anbetrifft, darin gab er den Spätlingen fürstlichster Rassen in nichts nach.

War das Haus in der Gamsgasse auch kein Ritterschloß, so besaß es doch eine uralte Geschichte und mehr als das, eine eigene Sagenwelt.

Hieß nicht heute noch ein Gäßchen der Neustadt „die unbefohlene Gasse"? Karl der Vierte, ein Städtebauer höchsten Ranges, hatte im Zorn die Gasse also getauft, weil sie in seinem Stadtplan nicht vorgesehn und eingezeichnet war. Aber den Auftrag zum Bau

eines Lupanars soll er höchstselbst erteilt und den Platz eigenhändig im Entwurf vermerkt haben. Nicht genug rühmenswert ist die politische Umsicht dieses großen Herrschers, hatte er doch, um der beginnenden Ketzerei und der neuen puritanischen Bewegung einen Riegel vorzuschieben, den Buhldirnen und Nachtlokalen einen der reizvollsten Bezirke der Kleinseite eingeräumt und ihn nach der Venusstadt „Venedig" genannt. Der wahre Herd der wachsenden Häresie war aber nirgend anders zu suchen als in der neugegründeten Universität, welche, die erste auf dem Boden des heilig-römisch-deutschen Reiches, weithin strahlte. Es ist kein unziemender Schluß, wenn wir annehmen, daß des Kaisers fromme Majestät den Großen Salon in nächster Nachbarschaft der Universität zu keinem andern Zwecke erdacht hatte, als um hochmütige und asketische Ketzer zu Fall und damit zur Besinnung zu bringen. — Es führten ja, wie eine Baukommission feststellen konnte, unterirdische Gänge von der Gamsgasse ins Karolin-Gebäude. Hier hatten schon Studenten in Wams und Koller gezecht. Und selbst ein Wallenstein war während seiner Hofhaltung in der Hauptstadt des öfteren im Großen Salon — man darf den Quellen trauen — zu flüchtigem Genusse eingekehrt.

Alte Unternehmungen besitzen denselben geheimnisvollen Wert wie alte Weine und alte Geigen. Da konnte die Konkurrenz ihren Firmen die schönsten Titel

geben, was nützte es ihr, daß sie sich ‚Napoleon' nannte, sie durfte doch nur Pofel und Pöbel beherbergen.

Seit langen Zeiten war dieses Haus, diese Erbschaft schon in Besitz und Verwaltung der Familie Stein. Die Großmutter, gebürtige Busch, eine ortsbekannte Wohltäterin, hatte das Etablissement als Heiratsgut in die Ehe mitgebracht, aber Maxls Urgroßvater schon hatte, von einer hohen Polizei privilegiert, den Charakter eines öffentlichen Wirtes geführt. Nun konnte Herr Maxl in der Tat als ein ‚Letzter' gelten.

Seine Eltern waren gestorben. Seinen Bruder, den Herrn Adolf, hatte man vor ein paar Jahren hier noch wirtschaften sehn. Das aber war ein trockener, unleidlicher Patron, der, wenn es im Großen Salon lustig und resultatlos zuging, verdrossen erklärte: „Machts keine Theaters und gehts auf die Zimmer!" Ein derart nüchterner Ton konnte sich in diesen romantischen Räumen nicht halten. Adolf mußte erfreulicherweise aus äußerst zwingenden Gründen nach Amerika abwandern. Und nun hatte Maxl niemand andern als Edith. Aber Edith war eine feste Frau, hielt das Ganze prachtvoll zusammen und konnte auch, was die Ehrlichkeit anlangt, als Juwel gelten.

Maxl nahm den Applaus, der ihn empfing, gleichgültig entgegen. Sein kindisch-vergreistes Gesicht,

dessen Alter niemand hätte bestimmen können, war ganz gelb. Auf einer knolligen Stupsnase saß der schiefe Zwicker, und eine willenlose Unterlippe hing wie ein Lappen übers Kinn. Der Mensch war so schwach und abgezehrt, daß ein Fremder nicht begriffen hätte, warum ihm soviel Heiterkeit und so wenig Mitleid entgegenscholl. Denn als er mit erbarmungswürdigen, knieweichen Schritten zum Klavier schob, um sich auf seinen Lieblingsplatz, die Bank neben Nejedli zu setzen, bekam er von allen Seiten die boshafte Aufforderung zu hören:

„Maxl, erzähl uns einen neuen Witz!"

Maxl wehrte sich:

„Laßts mich aus! Heut erzähl ich nichts. Ich bin so müd. Ich bin müd vom Schlafen . . ."

Das wäre Künstlereitelkeit. Man ließ sie nicht gelten. Maxl wandte sich an seinen Freund, den Klavierspieler:

„Nejedli, sie sollen mich heut nicht wurzen. Ich bin wirklich müd. Falsch geschlafen hab ich . . ."

Aber er fand auch an Nejedli keine Unterstützung. So begann er denn mit seiner kranken und trägen Stimme:

„Zwei Juden gehen auf der Gasse. Da kommt ein fesches Weib daher. Sagt der eine, die möcht ich wieder haben. Der andre . . ."

Maxl unterbrach seine Anekdote und sah angestrengt in die Luft. Dann schloß er:

„Die Pionte hab ich vergessen."

Und er meckerte in das Gelächter der Korona hinein:

„Gut?! W=a=a=s?"

Ihm ward aber keine Ruhe gegönnt. Denn, von Doktor Schleißner aufgestachelt, stand jetzt der düstere Präsident Morè auf und begab sich mit nickenden Würdeschritten zum Klavier:

„Ich habe die Ehre, mein Herr! Wollen Sie uns nicht gütigst ein Lied zum besten geben?"

Maxl starrte entsetzt die schwarze Erscheinung an:

„Sie schauen aus, Herr Präsident, wie Melech ha mowes, der Todesengel!"

Der Todesengel ließ sich nicht abschrecken. Maxl, der eine eitle Künstlerseele sein nannte, wand sich:

„Du weißt, Nejedli, daß ich nicht bei Stimme bin. Ganz indisponiert bin ich . . ."

Der Präsident ermutigte:

„Sie müssen ja nicht ‚Holde Aida' singen!"

Der Herr des Hauses wurde schwach:

„Was also soll ich singen?"

Die Schlagernamen jener Zeit tönten durcheinander: ‚Am Manzanares', ‚Die Dessous', ‚Sigismund', ‚Da könnt' man weinen wie ein kleines Kind.'

Maxl wählte gerade jenes Couplet, dessen dickflüssige Musik ein kräftiges Organ und leidenschaftlichen Vortrag beanspruchte. Er verständigte Nejedli, räusperte sich minutenlang und aus seinem faltigen Hälschen,

das sich spannte, stieg eine leise und quäkende Stimme empor. In dieser Stimme schwang uraltes Mißbehagen, zur weinerlichen Gleichgültigkeit ermüdet. Und die weinerliche Gleichgültigkeit sang, sich immer wieder verhaspelnd:

„Er wühlt in der Flut ihres goldblonden Haares,
Ihm lächelt ihr Auge, ihr klares,
Komm mit mir, du Weib wunderbares
Zum Manzanares, zum Manza . . .“

Da begann der große Kopf auf dem dünnen Halse plötzlich zu schwanken und von der knolligen Nase fiel der Zwicker klirrend zur Erde. Maxl kroch zum Gaudium aller wütend unters Klavier und kam erst nach langem Suchen, jammervoll echauffiert, zum Vorschein. Sein gelbes Gesicht war schweißübergossen. Er zeterte:

„Jetzt aber hab ich genug! Weil ihr stier seids, soll ich roboten. Da will ich lieber ein schlechtes Geschäft machen. Edith, eine Runde Kognak! Und du, Nejedli, spiel . . .“

Nejedli erhob sich und kündigte an:

„Ich werde den Herrschaften die herrliche Arie aus der herrlichen Oper ‚Die Jüdin‘ zum besten geben.“

Ludmilla, die für ‚traurige Musik‘ immer zu haben war, trat ans Klavier.

Maxl, mit dieser Klientin zufrieden, lallte:

„Setz dich mir auf den Schoß, Miltschi!"

Ludmilla aber gab die solide Frage zurück:

„Warum, Herr Maxl?"

Da prüfte sie der Kenner mit Zärtlichkeit von Kopf zu Füßen und stellte den prophetischen Befund:

„Dir, Schikse, wird man auch noch einmal gnä' Frau sagen müssen!"

Nun aber donnerte Nejedli los und sang dazu:

„Großer Gott, hör mein Flehn,
Hör mein Flehn, großer Gott,
Gib mein Kind mir zurück,
Gib mir Recha, mein Kind!"

„Rosa, Rosa", korrigierten die Eingeweihten. Nejedli aber schielte giftig über seine Brillen hinweg, ehe er auf verbotenen Umwegen zu Offenbachs Barcarole hinüber modulierte:

„Süße Nacht, du Liebesnacht,
O stille mein Verlangen!"

Maxl begann unruhig zu werden, rutschte auf seinem Sitz, hielt sich die Ohren zu und plärrte auf:

„Aufhören, Nejedli! Das kann ich nicht aushalten. Da muß ich weinen wie ein kleines Kind."

Die nun auch von andern Spendern mehrfach wiederholte Kognakrunde hatte ihre Wirkung getan. Die stumpfe Begeisterung und rhythmische Konfusion solcher Stunden fuhr in den Salon. Die meisten Damen hatten sich der dezenten Umwürfe entledigt und tanzten im Hemd. Der Lärm steigerte sich, von einem literarischen Zwist, der plötzlich ausgebrochen war, wesentlich genährt. Zu dem Tisch der Ganzgescheiten, an dem Grete, Schleißner und Morè saßen, war ein neuer Mann gestoßen, der Statthaltereikonzipist und Dichter Eduard von Peppler. Dem Unglücklichen war das schwere Lebensschicksal zugeteilt worden, die geregelten Pflichten der neunten Rangsklasse mit den verruchten Pflichten eines satanistischen Poeten zu verbinden. Man konnte ihn am besten einen dem k. k. Statthaltereipräsidium detachierten Baudelaire nennen. Herrn von Pepplers Blut geriet durch die Anwesenheit eines jüngeren Schriftstellers am Tisch der Jugend in Siedehitze. Der strebsame Knabe nämlich hatte schon einige Erfolge zu verzeichnen. Peppler schrie, seine Generation hätte das Leben machtvoll gesucht und die Syphilis gefunden, diese neue feige Jugend suche das Leben nicht machtvoll, finde aber Verleger. Er parierte blutrot das ironische Gelächter der jungen Generation:

„Ihr seid Bürger! Ihr seid Gemüselyriker! Ihr seid Schiffbrüchige am häuslichen Herd! Pfui, Haus-

mannskost!" Der Wütende ergriff rechts und links Morès und Schleißners Kognakglas und trank beide leer.

Nun aber wollte Doktor Schleißner seinerseits nicht zurückbleiben. Auch er sprang auf und behauptete, daß andere Zeiten kommen müßten, daß die Menschheit zum größten Teil aus „Verdrängern" bestehe und daß im Verdrängen, in der schlechten sexuellen Verdauung das Weltübel liege. Es gäbe nur ein Ziel, die erotische Befreiung!

Um gleichsam mit dieser Befreiung den Anfang zu machen, begann er, ungeachtet der Entsetzensblicke des Präsidenten, jenes Lied anzustimmen, das er die „Bundeshymne" nannte und das leider mehr obszön als witzig war:

„Solang der Arsch in die Hosen paßt,
Wird keine Arbeit angefaßt . . ."

Es muß gesagt werden, daß diese Behauptung im Munde des Sängers Lüge und blanke Renommage bedeutete. Denn der Teilhaber einer stadtbekannten Anwaltskanzlei, Doktor Julius Schleißner, war ein pünktlicher und fleißiger Arbeiter, der außer seinem juristischen auch noch politischen und schöngeistigen Ehrgeiz nährte. Während des laufenden Jahres hielt er sogar in den Ausstellungsräumen des Klubs freier

Künstlerinnen einen Vortragszyklus unter dem anregenden Titel: „Der französische Immoralismus von Stendhal bis André Gide." Nach den Vorträgen pflegte in denselben Räumlichkeiten stets ein Tango-Kursus stattzufinden, und der Künder des Immoralismus beteiligte sich mit feierlichem Ernste an den schmachtenden Verrenkungen dieses Tanzes. Präsident Morè hingegen war weder ein Freund des Tango, noch auch des französischen Immoralismus, und am allerwenigsten ein Freund von nackten Zoten. Er war ein bewährter Goetheaner. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen bestand darin, in den verschiedensten Ausgaben von Faust I und II Druckfehler, Stilvergehungen, Versschlampereien und Gedankenwidersprüche zu erbeuten. — Jetzt aber, durch das schamlose Lied Schleißners verletzt, hielt er verlegen den Kopf gesenkt.

Während alles schwankte und lärmte, saß Herr Maxl still und verfallen neben Nejedli, dessen gelenkstarre Finger bewußtlos und ohne Erbarmen die Tänze zerhackten. Der Klavierspieler lauschte während seiner Arbeit der knautschenden Rede des Brotherrn.

„Du, Nejedli, du mußt wissen, ich schlaf nämlich sehr schnell . . ."

Nejedli nickte, daß er begriffen habe.

Maxls Miene aber zeigte den leisen Schmerz eines Mannes, der eine besondere Feinheit nicht deutlich zu machen vermag:

„Das mußt du richtig verstehn, Nejedli. Man kann langsam schlafen, man kann gewöhnlich schlafen, man kann schnell schlafen und man kann sehr schnell schlafen. Weißt du, mein Lieber, was man in einer Viertelstunde alles zusammenschlafen kann . . ."

Nejedli grunzte zustimmend, aber der Ausdruck seines Verständnisses war nicht überzeugend. Da ging über Maxls Erscheinung ein Schauder hin, ein Fieberschleier, wie eine kaum merkliche Bewegung über trübe Wasserspiegel geht. Seine Augen stierten:

„Du wirst es mir nicht glauben, Nejedli. Aber so wahr ich lebe, vorhin hab ich in einer Stunde zehn Jahre zusammengeschlafen, und davon bin ich so müd . . ."

In diesem Augenblick verließ der Baalboth mit knarrenden Stiefeln den Raum. Die Stimmung behauptete noch immer rauschend ihre Höhe. Eine Minute später trat Fräulein Edith in den Salon und begann eifrig mit Ludmilla zu verhandeln.

V

Es gehörte im Gegensatz zu einem vulgären Etablissement wie Napoleon zu den guten Gepflogenheiten des Hauses, daß die Liebesverabredungen nicht schamlos vor allen Augen erfolgten. Die Herren empfahlen sich zum Schein von ihrer Gesellschaft, gaben unbemerkter Weise Edith die Dame ihrer Wahl kund, und die Wirtschafterin vermittelte unauffällig die Schäferstunde, nicht ohne vorher bei zweifelhaften oder unbekannten Gästen die übliche Geldsumme einverlangt zu haben. Doch muß sogleich gesagt werden, daß letzteres nur höchst selten vorkam, denn hier verkehrte ja ausschließlich erste Gesellschaft. Fremde tauchten fast niemals auf, und vor allem war Fräulein Edith Menschenkennerin, die sich auf ihren sicheren Blick verlassen konnte. Ebenso selten, — auch diese Tatsache steht im lebhaften Gegensatz zur niedrigeren Klasse ‚Napoleon', — ebenso selten gab es Skandal. Natürlich herrschte unter den Pensionärinnen Parteiung, Zwistigkeit, Haß, aber ein ungeschriebenes Gesetz forderte, daß zumindest während der nächtlichen Amtsstunden Freundschaft und Frieden gehalten werden müsse.

Um so unerhörter war's, was sich jetzt ereignete. Vor der offenen Tür des Großen Salons erhob sich

mit einem Mal ein widerwärtiger Lärm. Die hohle Bierstimme des schwerfälligen Kleinstädters dröhnte, und immer ungemäßer, immer lauter wurde sie für das alte und schon gebrechliche Haus. Zuerst blieb ihr aufbegehrender Schall allein; aber die guten Manieren der Mädchen durften nicht endlos ermüdet werden, denn schon nach kurzer Weile peitschten kreischende Weiberstimmen in den schimpfenden Baß hinein.

Wer den sensationslüsternen Auflauf gesehen hat, der sich auf der Straße zusammenrottet, wenn ein altes, todmüdes Pferd niederstürzt, wird ermessen, mit welch süchtiger Neugier hier, an solchem Ort, zu solcher Stunde, alles zusammenlief, um einen schamlosen Krach zu genießen. Selbst die Insassen des Blauen Salons steckten schadenfroh erregte Grimassen durch die Portiere.

Die Sache war die: Der alte Agrarier mit der Riesenuhrkette hatte nach Brauch und Fug Ludmilla bei Fräulein Edith zum Dienst bestellt. Vergebens gebrauchte Edith die besten Ausreden, machte die schönsten Gründe geltend, ihre junge Freundin vor der unerwünschten, ja verhaßten Episode zu bewahren. Im stillen verwünschte die Wirtschafterin Oskars Untreue. Unglückliche Liebe allein brachte die Damen auf Abwege, war der Anlaß aller Disziplinlosigkeit und Pflichtversäumnis. All ihr Scharfsinn aber half

nichts. Der Baalboth war nicht nur gerieben, sondern höchst verstockt und boshaft. Trotz des Beleidigten regierte ihn. Edith sah keinen Ausweg mehr und mußte Ludmilla stellig machen. Die aber sagte dem Baalboth mit ihrer kältesten Gleichgültigkeit rundheraus ins Gesicht, daß es ihr nicht einfallen werde, seinen Wünschen Folge zu leisten. Damit war der Skandal ausgebrochen.

Der wütende Kleinstädter hatte sich bis zum Treppenabsatz zurückgezogen und hielt sich mit der rechten Hand an der goldbronzierten Venus fest, die als Wahrzeichen des Hauses dort postiert war. (Eine halbe Treppe tiefer stand, nicht minder vergoldet, der Trompeter von Säkkingen, hatte aber nicht als Wahrzeichen zu gelten.) Die Mädchen keiften durcheinander, die Gäste lachten und die Stimme des Erniedrigten rief unausgesetzt, durch keine Vorhaltung Ediths zu beschwichtigen, nach dem Besitzer.

Endlich schleppte sich, von Nejedli gefolgt, Herr Maxl herbei; und es muß gesagt werden, daß er trotz Totenblässe, Körperschwäche und Zungenschlags sich nicht allein geistesgegenwärtig, sondern als ein ritterlicher Vorstand seiner Damen benahm.

Der Baalboth schrie ihm entgegen:

„Herr Besitzer! In was für einem Haus bin ich hier?"

Maxl lallte:

„Edith, geh hinunter und bring die Hausnummer mit!"

Damit ließ der Wütende sich nicht irre machen:

„Wenn ich in einen Bäckerladen gehe und eine Semmel kaufen will . . ."

Maxls mattes Quäken unterbrach ihn:

„Gehen Sie in einen Bäckerladen und kaufen Sie eine Semmel!"

„Wie meinen Sie?"

„Wie soll ich meinen?"

Der Baalboth zwang jetzt seinem bellenden Baß die milde Ruhe überlegener Dialektik ab:

„Herr Besitzer! Nehmen wir an, ein Käufer geht in ein Kaufhaus, und man bedient ihn nicht mit einer Ware, die auf Lager liegt . . ."

Maxl sah den Querulanten schwermütig an und wiederholte seufzend:

„Auf Lager . . ."

Die Geduld war verbraucht. Ein Gebrüll erhob sich jetzt:

„Himmelherrgott, länger laß ich mich nicht zum Narren halten! So behandelt man keine anständige Kundschaft. Glauben Sie, es gibt keine andern renommierten Häuser? Es gibt bessere Häuser. Die Tante Pohl in Aussig ist auch nicht ohne. Dort gibt's noch Organisation. Ich mache Sie zum letztenmal darauf aufmerksam: Mein Zug geht um 7 Uhr 35 in der Früh. Ich habe

die Absicht, hier in diesem Hause den Rest der Nacht zu verbringen und zwar mit dem Mädel, das ich bestimme und bezahle!"

Maxl wurde auf das Geschrei hin ganz demütig:

„Pardon ... Herr ... Herr ... Forstrat ... lassen Sie sich dienen! Sind Sie ein Mensch? Natürlich sind Sie ein Mensch. Und ist die Ludmilla ein Mensch? Ein Mensch ist sie! Pardon ... Herr ... Herr ... Weginspektor ... ein Mensch muß doch begreifen, daß ein Mensch nicht mit ihm gehn will ..."

Großes Gelächter. Triumphierend wandte sich Maxl zu den Lachenden um:

„Gut!? W=a=a=s!?"

Ludmilla stand die ganze Zeit über da, als ginge sie die Sache nichts an. Aber jetzt begann die Stimmung umzuschlagen. Die Mädchen erregten sich immer bissiger: Zu viel nahm sich diese Hochmütige heraus. Edith sah ängstlich umher und überlegte, wie dem drohenden Sturme zu begegnen sei. Die Parteien begannen sich zu trennen, Haß und Neid waren nicht länger zu bändigen, alle Selbstbeherrschung schien abgekämpft.

Plötzlich pflanzte sich Ilonka, die dicke Ungarin, breit vor Ludmilla hin:

„Sag, wozu bist du eigentlich eine Hur?"

Grete fuhr ekstatisch dazwischen:

„Laß sie! Haben wir nicht auch Menschenrechte?"

„Menscherrechte", replizierte eine Stimme.

Ilonka wurde immer gehässiger:

„Wenn das jede täte!? Ein Geschäft wär das! Noch besser! Sich die Gäst' aussuchen! Für mich ist es auch nicht immer ein Vergnügen!"

Ludmilla sagte still:

„Für dich ist es immer ein Vergnügen."

Grete, mit ihren überspannten Ideen, verschlimmerte zum Entsetzen Ediths die Situation:

„Schämt ihr euch nicht!? Ludmilla hat recht. Wir müssen uns die Freiheit erobern . . ."

Dieser hochtrabende Satz, mehr als die Widerspenstigkeit Ludmillas, erbitterte die Damen aufs höchste. Sie haßten in der Berlinerin die hochfahrendste aller Überheblichkeiten, die der Bildung.

Ilonka schrie:

„Auf dich haben wir gewartet, du Meschuggene!"

Grete machte ihr zimperlichstes Gesicht:

„Ich kann nichts dafür, daß ich lesen gelernt habe. Jeder kann nicht im Schweinestall aufgewachsen sein."

Und nun geschah das Unglück. Denn Ilonka stürzte sich auf Grete und schlug mit ihrer kleinen, fetten Faust der Langen ins Gesicht. Sogleich war die Schlacht im Gange. Schon wälzten sich einige Ringerinnen auf der Erde. Die seidenen Hemden rissen an vielen Stellen und das pralle Fleisch fürwitziger Weiblichkeiten wölbte sich vor. Manja, das plumpe Mädchen aus

Rokycan streifte kurzerhand das Hemd vom Leibe, ehe sie sich mit freudigem Aufschrei unter die Raufenden warf. Auch im Zorne blieb sie eine gute Wirtin. Dann erst schlug sie wie eine Furie nach allen Seiten, gleichviel wen sie traf. Die Rache der Totengräberstochter galt der ganzen Bande.

Gewissenlos schürten ein paar rohe Wüstlinge um dieses Anblicks willen das Feuer des Kampfes. Der Urheber des Streites aber, der Baalboth, suchte keuchend in Ludmillas Nähe zu gelangen, um sie mit Gewalt sich zu unterwerfen. Der Geschickten jedoch war es gelungen, unversehens zu entwischen.

Das unbezahlbare Schauspiel, das auf dem Treppengang zwischen dem Großen und Blauen Salon hin und her wogte, regte die Herren äußerst an. Doktor Schleißner wieherte beseligt. Der Statthaltereibeamte und Satanist Peppler trug Weltuntergangsentzücken in den aufgerissenen Augen und hußte derangierte Kämpferinnen zu neuen Taten auf. Einzig der Leutnant Kohout und Präsident Morè verließen die Walstatt. Der Leutnant gedachte der Vorschrift, die Offizieren befahl, ihre Person ehrlosen Vorgängen tunlichst zu entziehn, und auch Morè hatte eine Berufsehre zu wahren. Beide Herren zogen sich stumm zum Klavier zurück.

Nejedli hingegen war einer der wenigen, die sich bemühten, die ineinander verbissenen Weiber zu trennen.

Er keuchte vor Anstrengung, sein Katerl hatte sich verschoben und die genähte Krawatte hing zur Seite.

Edith starrte verzweifelt, Maxl angedonnert auf den Kampf. Etwas Ähnliches hatte sich hierorts noch niemals begeben. Bisher waren sich die Damen trotz aller Zwischenfälle und Zwiste der Würde des erstklassigen Etablissements immer bewußt geblieben.

Wer weiß, welches Ende der Aufruhr genommen, wenn nicht in derselben Minute der Blitz eines gewaltigen Ereignisses auch in dieses Haus geschlagen hätte.

Plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, stand der Bote da, eine Ordonnanz des sechsten Dragonerregiments. Wenn sonst aus irgend einem Grund ein Abgesandter der Staatsmacht hier erschien, ein Herr von der Sanitätsbehörde etwa oder ein Polizeibeamter, wußte er seine Anwesenheit diskret zu verbergen. Dieser Soldat aber, ein blonder tschechischer Bauernjunge, trat groß und unvermittelt auf die wüste Szene. Mitten im Hexentanz stand er da und riß in die schweißgeschwängerte, rauchdicke Atmosphäre einen Wirbel von rotbäckig-frischer Luft. Wahrhaft feldmäßig wirkte der Soldat in Dienstmontur, mit Helm, Patrontasche, Pallasch und großen Sporenrädern...

Im Nu brach die Rauferei ab. Die Damen brachten sich eilig in Ordnung, als wäre nichts geschehn. Tiefe Stille klaffte plötzlich. Jeder fühlte Schicksal. Selbst in Maxls windverwehte Gestalt kam regeres Leben.

Er führte persönlich den Boten, wohin er geführt zu werden forderte.

Zwei Minuten später klirrten hastige Kavalleristenschritte über den unteren Flur und die Haustür schlug zu. Langsam, stier und ohne Atem klomm Maxl die Treppe hinan. Er greinte unverständliche Klagen.

Nach und nach erst brachte man die Schreckensbotschaft aus ihm heraus: Der Thronfolger war in Serajewo ermordet worden.

Niemals noch hatte sich das angesehene Haus in der Gamsgasse schneller geleert als zu dieser Nachtstunde. Es zeigte sich, daß der dionysische Überschwang, der leichtsinnige Rausch des Großen Salons zu beträchtlichem Teil erlogen war, so schnell fanden die Herren in ihre Haut zurück. Herr Doktor Schleißner, der geistreiche Nachtkorsar, verwandelte sich in einen ernsthaften Menschen, der voll Besorgnis – er war Reserveoffizier – der Zukunft entgegensah. Herr Präsident Morè streifte die leichte Nachlässigkeit ab, die er in den letzten Stunden wie ein Stäubchen auf seinem Rock geduldet hatte. Vorwurfsvoll murmelte er: „Das kommt davon, wenn man abends ausgeht." Wie er das meinte, in welchen bitteren Zusammenhang er die Katastrophe mit dem leichtfertig verlebten Abend brachte, das blieb dunkel.

Der Baalboth war es seinem Stolz nicht mehr schuldig, auf Ludmillas Diensten zu bestehn.

Leutnant Kohout und die beiden Freiwilligen machten entschlossene Gesichter, als wäre es ihre Aufgabe, einem Kriegsgericht vorzusitzen. Herr von Peppler hüllte sich romantisch in seinen Regenmantel und schloß, eifrig kommende Dinge kündend, Frieden mit der jungen Generation. Alles drängte die Treppe hinab. Man wollte die Zeitungsredaktionen aufsuchen, um den wahren Hergang der Tragödie zu erfahren. Dem Hauptschwall der Gäste huschten, schattensuchend, noch einige verlegene Gestalten nach, die entweder eine zartere Reputation oder ein ausgesprochenes Eheglück zu verlieren hatten.

Im verlassenen Salon saß der Chef des Hauses allein neben Nejedli. Ganz zusammengefallen hockte er auf der Klavierbank. Das Furchtbare schien er wieder vergessen zu haben, denn er lallte:

„Soll ich schlafen gehn, Nejedli?"

Der Klavierspieler gähnte:

„Gehn Sie nur schlafen, Herr Maxl, heut kommt eh' keiner mehr."

Ein entsetzter Blick traf den Alten:

„Aber ich schlaf zu schnell, Nejedli, vorhin hab ich zehn Jahre zusammengeschlafen . . . Ich hab Angst vor dem Schlafen, Nejedli . . ."

Nejedli gab keine Antwort mehr, denn er war damit beschäftigt, alle Kognakreste in ein Wasserglas zu schenken, das er mit sinnigem Bedacht leerte. Als er

aber nichts Trinkbares mehr vorfand und den Chef mit geschlossenen Augen sitzen sah, strich er das Musikgeld vom Teller und schlich auf Zehenspitzen, stöhnend, davon.

Er hörte nicht mehr die ängstliche Frage, die ihm nachlallte:

„Soll ich schlafen gehn . . . Nejedli . . .?"

Der Große Salon war voller Umsturz. Zerbrochene Gläser bedeckten den Boden, umgefallene Stühle versperrten den Weg, überall dunstete vergossener Wein, Kaffee, Schnaps. Schmutziges Gewölk stand in der Luft. Maxl blinzelte in die Verwüstung. Er holte tief Atem, als wollte er Edith rufen und befehlen, daß die Ordnung wieder hergestellt werde. Ohnmächtige Zornfalten zerschnitten plötzlich seine Stirn. Aber er schnappte nur nach Luft und kein Ruf kam über seine schlaffen Lippen. Endlich stand er auf und schwankte aus dem Zimmer. Lange noch war sein tappender und scharrender Schritt zu hören, ehe er oben in der Mansarde verschwand.

Als der Lärm der letzten Gäste draußen in der schmalen Gasse verhallt war, konnte sich Ludmilla nicht länger bezwingen und öffnete, was den Damen streng verboten war, die Tür in die Nacht.

Oskar stand vor ihr.

Sie hätte es gerne zurückgewürgt, aber über den Schreikrampf, der sie erfaßte, hatte sie keine Macht mehr.

VI

Nun saß Ludmilla neben Oskar in der Küche, wo die Tische gedeckt waren.

Die Küche bedeutete das wahre Heiligtum dieses Hauses und sie war auch wirklich ein Prachtraum mit ihrem Kachelherd und den vier weißen wachstuchbespannten Tischen. Wer hierher eindringen durfte, der spielte nicht mehr die Rolle des Gastes, des Fremden, der Wurzen, der blieb in jeder Beziehung taxfrei, der gehörte zur Sippschaft, der teilte die Geheimnisse des weitverbreiteten Standes.

Die dämmrige Vier-Uhr-Stunde des Sommers war indessen angebrochen und die Zeit des großen Mahles gekommen. An Wichtigkeit wurde diese Vier-Uhr-Morgenstunde nur noch von der Sechs-Uhr-Abendstunde übertroffen, wenn die Damen darangingen, sich für das Geschäft zurechtzumachen, und der Figaro mit seiner Brennschere von einer zur andern eilte. Gemütlicher aber war's am Morgen, wenn man mit heißer Suppe allen Fusel und Nikotindunst hinunterspülte, sich dem Schlaf entgegenfreuend.

Vor jedem Platz standen zwei Teller übereinander auf dem Tisch, eine Serviette ruhte in ihrem Ring, und was es in den vornehmsten Etablissements nicht gab, silbernes Besteck strahlte neben dem Geschirr.

Dieses silberne Besteck verpflichtete. Wer auch nur eine kurze Zeit damit gelöffelt und gegabelt hatte, war für alle Zukunft geadelt. Er konnte schwerlich mehr auf das Niveau von Napoleon zurücksinken. Viel häufiger führte der Weg empor.

Ludmilla hatte Oskar verziehn. Verziehn? ... was für ein großartiges Wort! Was hätte sie denn tun sollen, was blieb ihr übrig? Schmollen vielleicht, ihn sekkieren, sich die kurze Zeit verderben, die er bei ihr sein konnte?! Wenn er hinaus durchs Tor trat und mit zehn Schritten in der Eisengasse stand, war sie Luft für ihn, ärmer als die Ärmste, konnte ihm nicht drohen wie jedes andere Weib, ihn nicht beschenken, ihn nicht in Angst versetzen, hatte im Guten und Bösen nicht die leiseste Macht. Mußte er es nicht ablehnen, – und mit voller Berechtigung, – wenn sie Ausgang hatte, gemeinsam mit ihr den Nachmittag zu verbringen? Sie sah das vollkommen ein. Durfte sie sich denn an seiner Seite zeigen, ohne den aufstrebenden Künstler zu kompromittieren? Sie wollte auch gar nicht mit ihm zusammen sein dort draußen, auf der Straße, in fremden Zimmern. Dies war der Grund, warum sie ihre Ausgangsrechte jetzt immer andern Mädchen abtrat.

Hier allein, hier in diesem Haus, in dieser Küche konnte er sie finden. Sie aber konnte ihn nirgends finden. War es nicht schon viel, daß er gekommen

war? Wer zwang ihn denn überhaupt zu kommen? (Wenn er heiratet, die Seinige, die wird ihn schon zwingen!) Sie wußte nicht einmal seine Adresse, um ihm einen Brief zu schreiben. Nein, sie hat ihn niemals um die Adresse gebeten! Aber so ein Schweinehund, so ein Mann, bemerkt das gar nicht.

Jetzt war er da! Dankbar mußte sie sein, nichts als dankbar. Heiße Freude belebte sie, daß sie zwei Tage lang nicht unterlegen war, daß sie zwei Tage lang, hier in diesem Hause, allen Feinden trotzend, sich ihre Kraft und ihren Willen hatte beweisen können. Sie verschwieg ihren Kampf, denn Oskar hätte auch für diese Tapferkeit kein besonderes Interesse gezeigt.

Nun aber saß er neben ihr, nun galt ihr alles gleich und sie war selig, daß sie den Hungrigen füttern und ihm ihre Suppe hingeben durfte. Während Oskar, ohne den Blick zu erheben, schlürfte und schluckte, sammelte Ludmilla rasch wie ein Räuber die Züge ihres Geliebten und raffte sie in sich hinein, damit ihr viel von ihm bliebe . . .

Inzwischen waren die andern Damen zum Mahl erschienen. Der wüste Zwist, die Rauferei hatte keine Spuren zurückgelassen. Ein paar kleine Flecke und Kratzer waren nicht der Rede wert. Merkwürdig, die Explosion schien alle Gehässigkeiten bereinigt zu haben und die Scham über den widerlichen Vorfall band selbst Feindinnen aneinander. Es herrschte zuvor-

kommende Kameradschaft, Herzlichkeit, die ein wenig übertrieben und lauernd war. Selbst Manja, die Mürrische, bezeugte durch die langhinklagenden Töne eines slavischen Volksliedes, daß sie nunmehr zu heiterer Versöhnlichkeit entschlossen sei.

Die Mädchen hatten die lockende Kostümierung des Abends abgelegt und trugen unsaubere Schlafröcke, Nachtjacken, ja selbst an den Füßen statt der silbernen oder goldenen Tanzschuhe vertretene Schlapfen und Pantoffeln. Auch war ihr Haar zerzaust und die Strümpfe hingen schlecht gespannt an den Beinen.

Ein träges Löffeln und Schmatzen erhob sich ringsum. Oskar, der neben Ludmilla am Mahl der Damen teilnahm, erklärte ihr leise die Gründe seiner langen Abwesenheit. Die Direktion des Theaters hatte ihn aufgefordert, die Rolle eines erkrankten Kollegen im letzten Augenblick zu übernehmen. Es war eine gute Rolle, eine klassische Rolle, die hier Kainz zuletzt gespielt hatte, und vor allem Oskars erste große Rolle. Da durfte er sich doch nicht besinnen, die beiden letzten Nächte dem Studium zu opfern.

Ludmilla, die sonst so Mißtrauische, sah ihn mit berückten Augen an. Ihm glaubte sie leidenschaftlich. Seine Gründe waren ja so einleuchtend. Wort für Wort wiederholte sie Oskars Rechtfertigung laut, um sich vor ihren Kolleginnen ihrer Liebe nicht schämen zu müssen.

Grete fragte nach dem Titel des Dramas und vergaß dabei nicht zu prahlen:

„Mein Papa hat mich zu allen Stücken ins Theater mitgenommen. Kannten Sie Christians, Herr Oskar?"

Oskar kam einen Augenblick in Verlegenheit, ehe er antwortete. Ludmilla hatte ihn nicht nach dem Namen seiner Rolle gefragt. Er verplapperte sich und nannte ein Drama, das zur Zeit gar nicht gespielt wurde. Schnell blickte er zu Ludmilla hin. Aber sie war ganz Glaube. Eine weit plumpere Lüge noch hätte sie ihm nicht angesehn.

Da geschah es, daß Oskar von dieses Mädchens Liebe und von ihrer jetzt verklärten Anmut mitgerissen wurde und gegen seine träge Gewohnheit des Geliebtwerdens selber Zärtlichkeiten erfand und der Lauschenden schöne Dinge vorträumte.

Ilonka mußte von dem Geflüster etwas erhascht haben, denn sie lachte auf:

„Hört Ihr!? Aushalten will er sie."

Und zu Ludmilla gewandt:

„Ja, aushalten wird er dich, aushalten, mit dem Hintern zum Fenster hinaus . . ."

Ludmilla dachte lange mit beschatteter Stirn und gesenkten Augen scharf nach, ehe sie plötzlich mit fremder und tiefer Stimme fragte:

„Weißt du, Oskar, was deine allergrößte Gemeinheit war?"

Und sie gab mit langsamen Silben selber die Antwort:

„Daß du heute wiedergekommen bist, das ist deine größte Gemeinheit!"

Aber ehe Oskar und die andern diese neue Wendung noch begreifen konnten, war Edith, die Wirtschafterin, eingetreten, und ihre Worte konnten ein ahnungsvolles Entsetzen nur schlecht verhehlen:

„Kinder, ich weiß nicht, was los ist, aber im Zimmer von Herrn Maxl stöhnt es so merkwürdig. Ich hab mich gar nicht getraut, anzuklopfen, so viel Angst hab ich ..."

Da sahen sich alle an und vor jedem Blick tauchte das gelbe, erbärmliche Bild des Herrn Chef auf. Und alle wußten mit einem Mal und hatten es immer gewußt, daß Maxl ein schwerkranker Mann war. Doch hatte man sich niemals Gedanken darüber gemacht, denn selbst die rangälteste Dame erinnerte sich nicht, je einen Herrn Maxl gekannt zu haben, der nicht gelbsüchtig, kurzatmig, todmüde und komisch gewesen wäre. Das gehörte ja zu ihm. Auch wollte niemand jemals aus seinem Mund eine Klage vernommen haben. Und ein altes Bauern-Sprichwort lautet: Zu einem Gaul, der frißt, holt man keinen Tierarzt.

Jetzt aber war es klar, daß man den Schweinsbraten mit Kraut und Knödel müsse kalt werden lassen. Ein Ausbruch von angstvoller, ja mütterlicher Zärtlichkeit antwortete der Botschaft Fräulein Ediths.

Die ganze Schar erhob sich, selbst Ludmilla ließ Oskar stehn. Und über die Treppen, die von Venus und dem Trompeter von Säkkingen bewacht wurden, bewegte sich ein Zug von schlampig gewandeten jungen Weibern, die sich nicht mehr in Knien und Hüften wiegten und die der lockenden Drehung ihrer runden Rückenformen nicht mehr selbst bewußt waren. Dieser Zug glich eher dem Gedränge von Dienstmägden und vernachlässigten Ladenmädchen, die zu einem Stellenvermittlungsbüro die Treppe emporklimmen.

Je höher aber die Schar kam, je mehr sie sich dem Zimmerchen des Chefs näherte, um so dumpfer und unerklärlicher wurde die Furcht, die sich plötzlich um alle Nacken schlang wie ein nasses Tuch. Die Mädchen hielten sich, zitternd, dicht aneinander, als Edith vergeblich drei-, vier-, fünfmal an die Tür klopfte. Endlich — kein Stöhnen mehr war zu hören — öffnete sie vorsichtig die Tür, und ehe ihre Hand noch den Schalter des Lichts gefunden hatte, drängten ihr die Verwegensten in die Finsternis nach.

Keine hatte je dieses Zimmer betreten dürfen. Das verbot ein strenger Paragraph des Hausgesetzes.

Das Licht offenbarte seltsamerweise vor allem eine Unmenge von Madonnen- und Heiligenbildern, welche die Wände zierten. Dann erst offenbarte das Licht den Herrn Chef, der mit halbem Körper leblos aus dem Bette hing.

War er ohnmächtig geworden, war er tot?

Edith und Valeska hoben den Leib aufs Bett. Die andern liefen durcheinander und holten jammernd aus ihren Zimmern Eau de Cologne, Parfum-, sinnlose Arzneiflaschen, deren Essenz sie in verschwenderischen Mengen über Maxls tiefgelbe Stirn und offene Lippen gossen.

Grete schrie immerfort, daß sie diesen Anblick nicht ertragen könne. Ilonka hingegen plapperte erregt und ganz in ihrem Element, daß es in solchen Fällen nur ein Mittel gäbe, gehackte Zwiebel mit Speichel verreiben und dem Bewußtlosen in die Nasenlöcher und auf die Augenlider streichen. Sie wüßte dieses Mittel noch von ihrer Großmutter, und wer hätte sich in solchen Dingen besser ausgekannt als diese Großmutter. Edith erinnerte sich des gerahmten Anschlags, der in der Küche hing: „Erste Hilfe bei Unglücksfällen." Aber sie fand nicht den Mut, den entfremdeten Körper noch einmal zu berühren.

Nur Manja, die Tochter des Totengräbers von Rokycan, lachte verächtlich, trat zum Bette, drängte mit sachlichen Armen die andern als Unbefugte zurück und lüpfte die Augenlider des Daliegenden. Dann wandte sie sich um und sagte mit überzeugter Amtsmiene:

„Er ist tot!"

Und der Arzt, den Edith sogleich holen ließ, konnte nichts anderes tun, als Manjas Wort bestätigen.

VII

Schwierigkeiten aller Art häuften sich. Das erstemal, wenn man von den sagenhaften Messerstechereien ältester Zeit absieht, lag hier ein Toter im Hause. Und ein Toter, welcher nicht als Gast von einem regellosen oder gewaltsamen Ende erreicht worden, sondern hauszuständig, nach amtsärztlicher Auffassung eines durchaus ordnungsgemäßen Todes verstorben war.

Letztwillige Verfügungen lagen nicht vor, worüber sich niemand wundern wird, der Herrn Maxl nur ein einziges Mal gesehen hat. Dem Verblichenen hatte ja oft die Kraft gefehlt, sein Mittagessen einzunehmen, wo sollte er da die Energie hernehmen, sich mit der Welt nach seinem Tode und ihren Interessen zu beschäftigen.

Den Anteil am anderweitigen Hausbesitz seiner Eltern hatte er vor Jahren schon um ein Linsengericht an Bruder Adolf verkauft, der allerdings seinerseits diese Reichtümer sehr bald dunklen Gläubigern abtreten mußte. Herrn Maxl war nichts anderes übrig geblieben, als in die Gamsgasse zu ziehen, wo er dann in einer Kammer zu Häupten seiner Pensionärinnen wohnte.

Unklar blieben vorläufig die Verhältnisse von Herr und Haus. Die gesetzlichen Erben, entfernte Ver-

wandte, meldeten sich erst — sie werden gewußt haben warum — am vierten Tag nach dem Todesfall. So lag alles auf Fräulein Ediths Schultern. Aber diese Schultern waren überaus tragfähig.

Zwar richtete sich das Interesse der Polizei- und Verlassenschaftsbehörde mit besonderem Nachdruck auf derartige, so plötzlich verwaiste Unternehmungen. Aber die Beziehungen, die Edith nicht nur bei der Polizei, sondern bei sämtlichen Landes- und Staatsämtern unterhielt, waren hochmögend, vertrauensvoll und dauerhaft. Nach flüchtig vorgenommener Prüfung der Lage ließ man ihr freie Hand, und sie war weitblickend genug, die Dinge zu ihrem eigenen Nutzen, zum angemessenen Wohl des Personals und zur pietätvollen Ehrung der Leiche zu regeln.

Nicht genug hoch kann es ihr angerechnet werden, daß sie die große Summe, die sie gestern noch vom Chef empfangen hatte, — mit nachlässiger Freigebigkeit pflegte er das Betriebsgeld der Wirtschafterin einzuhändigen, — daß sie diese noch ungebuchte Summe treulich zur Seite legte. Sie schloß sie sogar in einen Briefumschlag ein, auf den sie mit zärtlichen Buchstaben „Herr Maxl" schrieb, andächtig hinter den Namen ein Kreuz malend. Sie war so uneigennützig, dieses Geld für ein Begräbnis würdigen Ranges zu bestimmen. Aber gerade in der Tatsache dieses Begräbnisses lag die Hauptfülle der Schwierigkeiten.

Die religiöse Frage zuvörderst!

Herr Maxl war jüdischer Abkunft. Sie, Edith, hatte die Erziehung der Ursulinerinnen genossen und immer wieder bekannte sie, daß ohne jene strenge Erziehung, ohne das Glück innigen Kirchenglaubens sie es niemals in jungen Jahren so weit gebracht hätte, zur Wirtschafterin eines der vornehmsten Häuser Europas nämlich. Hielt man ihr vor, daß der Beruf, dem sie diente, nicht im Sinne der Religion gelegen sein könne, pflegte sie die Geschichte einer Beichte zu erzählen. Der junge Heilige im Beichtstuhl hätte sie mit folgender Tröstung entlassen:

„Mein Kind," dies waren seine Worte, „Ihr Leben ist gewiß sehr sündig. Gott aber hat die Eigenschaften und Berufe über die Menschen verteilt nach seinem Willen. Und auch Ihren Beruf hat er — so unbegreiflich es ist — immer geduldet. Es wäre besser, Sie fänden einen andern Beruf. Vermögen Sie das aber nicht, so müssen Sie doch stets eingedenk bleiben, daß Sie ein Kind der Kirche sind. Dann werden Sie nicht verzweifeln. Und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die gemeinsten Unanständigkeiten der Menschen immer nur aus der Verzweiflung kommen."

Fräulein Edith wechselte den Beruf nicht und sündigte weiter, aber mit Fanatismus hing sie fürderhin der Kirche an.

Aus diesem Fanatismus erklärt sich auch ihre

Neigung zur Seelenfängerei. Wer anders nun wäre ein näherer Gegenstand ihres Bekehrungseifers gewesen als Herr Maxl? Und tatsächlich, als der Chef an Ediths Seite zum erstenmal das Schauspiel der Messe in der Kirche des heiligen Gallus erlebte, war er wie verwandelt.

Seitdem besuchte er an jedem Sonntag mit Edith die Vormittagsmesse, was keine geringe Selbst-Überwindung bedeutete, wenn man erwägt, wie ausgedehnt und trubelnd gerade das Nachtgeschäft des Samstags zu sein pflegt. Aber Edith vermochte noch mehr, sie brachte ihn dahin, das Wesen der Himmelskönigin zu erfassen und sein Zimmer mit Heiligenbildern zu schmücken. Nur in einem, im entscheidenden Punkt, in dem der Taufe, leistete er Widerstand. Täglich kam Edith auf diese letzte Notwendigkeit zu sprechen, ohne die es keine Seelenrettung gäbe. Aber Herr Maxl begegnete der ergreifendsten Vorhaltung immer mit den gleichen Sentenzen:

„Ein traut's Kind wär ich!"

Wenn Edith sich aufs Bitten verlegte, quäkte seiner Stimme weinerliche Gleichgültigkeit:

„Was sollen Sie nebbich mit mir anfangen?"

Und wenn dann die Eifernde alle widerwärtigen metaphysischen Folgen der Ungetauftheit mit feuerroten Farben malte, schloß Maxl das Gespräch stets mit dem Bekenntnis ab:

„Laß dir dienen, Edith! Ein Jud bleibt ein Jud."

Dennoch kann es nicht verschwiegen werden, daß Herr Maxl lange vor Ediths Zeit schon, aus nicht mehr erklärbaren Gründen, jenes gestempelte Dokument eingebracht hatte, das man „Konfessionslosigkeitserklärung" nennt und das den Staatsbürger seiner religiösen Pflichten und Leistungen enthebt.

Ediths Herzenswunsch wäre es gewesen, wenn der Herr des Hauses ein christliches Begräbnis mit allen vorschriftsmäßigen Gebräuchen erlangt hätte. Sie lief deshalb zum Hauptpfarrer des Kirchsprengels von Sankt Gallus. Aber wie sehr auch der geistliche Herr guten Willens war, er hatte gebundene Hände, und ohne Taufschein gab es keine kirchliche Bestattung. Hingegen machte er darauf aufmerksam, daß die Einrichtung der heiligen Seelenmessen an keinerlei Bedingung gebunden sei, und Edith erwarb auch sogleich drei dieser Seelenmessen. Beim Abschied gab Hochwürden der Wirtschafterin auf lächelnde und joviale Art noch zu verstehen, daß die Erscheinung eines amtierenden Priesters an solchem Ort und in unserer niederträchtigen Zeit nur Ärgernis und das Hohngelächter der Freidenker erregen würde.

Wohl oder übel sah sich Edith nun gezwungen, die israelitische Kultusgemeinde aufzusuchen, in deren Matrikeln der Name des Verewigten eingeschrieben war. Dort sagte man ihr, daß sie auf der mosaischen

Abteilung des Olschaner Friedhofs eine Grabstätte für den Toten käuflich erwerben müsse. Hingegen könne an einen zeremoniellen Kondukt nicht gedacht werden. Herr Stein wäre ein Abtrünniger, er hätte dem väterlichen Glauben die Treue gebrochen und sei auch sonst keine Persönlichkeit gewesen, die einer Glaubens- oder Volksgemeinde zur Zierde gereiche. Wolle man das Begräbnis von der Leichenhalle des Zentralfriedhofs ausgehn lassen, so könnte vielleicht, wenn man gnädig beide Augen schlösse, dies oder jenes geschehn. Die Partei aber werde doch im Ernst nicht glauben, daß ein Seelsorger das Lokal in der Gamsgasse betreten könne.

Als Edith die Anweisung für das Grab in Empfang genommen hatte, fragte sie der Beamte noch, ob Herr Stein Söhne hinterlassen habe, denn es müsse doch „Kaddisch", das Seelengedächtnisgebet, für ihn gesagt werden. Er bekam die Aufklärung, daß an diesem Grabe niemand anderer trauern werde als ein paar weibliche Wesen. Da schaute der alte Mann die Wirtschafterin mißbilligend über seine Brillen an und nickte ironisch, als wollte er sagen: ‚Keine Söhne! Das sieht dem Herrn Stein ähnlich . . .'

Ohne von der Kundschaft die Erfüllung irgendwelcher Bedingungen zu fordern, erbot sich am frühen Nachmittag schon die Firma François Blum durch

persönliches Offert, die Beerdigung billigst und bestens durchzuführen.

Jedermann, der in der hier geschilderten Stadt herangewachsen ist, wird sich der großen Firmatafeln entsinnen: „François Blum. Entreprise de pompes funèbres." Und mehr noch, er wird sich der Auslagen in Schwarz und Silber erinnern, welche die genannte Firma an einigen belebten Punkten der Stadt eingerichtet hatte. In diesen Auslagen reihten sich, meist zu beiden Seiten eines Prachtsarges — bestimmt, einem Vorweltriesen im Todesschlafe zu dienen — der Größe nach andre Särge bis zu den armen Schatullen der kleinen Kinder. Den ganzen glänzenden Schauder umwand schwarzes Tuch in effektvoller Faltung und Palmenzweige, die staubigen Requisiten himmlischen Friedens, bedeckten ihn.

Die Vorsehung hatte in der Firma François Blum ein wohlassortiertes Mementomori der hastenden Stadt einverleibt, denn wenn das genußfreudige Auge sich eben noch an einer Auslage voll Hummern, Wildpret, Ananas und Kaviar ergötzt, oder eine Anordnung von Frauenwäsche, von Juwelen, Blumen, ein geistverlockendes Angebot von Büchern und Musikalien bewundert hatte, plötzlich schreckte es zurück, denn schwarz und silbern, mit vertrockneten Palmzweigen prahlend, starrte es der Tod aus seinen Spiegelscheiben an. Ach, es war nicht Thanatos, der Knabe mit der

gesenkten Fackel, nicht der Mäher mit der Hippe, nein, es war der kleinbürgerliche Tod, der großstädtische Tod, der moderne Tod, der Tod ohne Sinn und Bildnis, ein lächerliches Ding, aus Silberfarbe, papiernen Palmen, schwarzem Tuch, Kalk und Verwesung gemengselt.

Immerhin blieb dieser Tod eine der wenigen Festlichkeiten, die das Leben der Menschen kannte. Niemand war sich dessen stärker bewußt als die Damen des Etablissements in der Gamsgasse. Und so mußte Fräulein Edith trotz beträchtlicher Mehrkosten sich entschließen, bei der Firma Blum eine „Aufbahrung" zu bestellen.

Nach der ersten Nacht voll Angst und Schauder, eine Leiche im Hause, in ihrem Hause zu wissen, hatten sich die Mädchen schon am nächsten Tage in den traurigen Umstand gefunden.

Das Lokal mußte selbstverständlich bis zum Abend nach der Beerdigung geschlossen bleiben. Schon diese unerwarteten Ferien, die mit allerlei Besorgungen, Ausgängen verbunden waren, welche den gewohnten Stundenplan umstürzten, erfreuten als etwas Neues, Abwechslungsreiches. Dazu kam der erregte Eifer, sich in aller Eile, wenn auch nur mit dürftigen Mitteln die notwendigen Trauersachen zurechtschneidern zu müssen. Die Küche war in eine Flickwerkstätte verwandelt, Nähmaschinen rasselten, den Boden bedeckten Stoff-

reste, Herd und Geschirr duckten sich schüchtern. Arbeit gab es in Hülle und Fülle. Da es den Damen unheimlich war, die oberen Stockwerke zu betreten, lärmte alles Leben im Erdgeschoß.

Die Nacht fiel von den Geschöpfen dieser Stätte ab, wie eine Krankheit. All diese Kinder von Frühaufstehern, Töchter von Bauern, Arbeitern, kleinen Geschäftsleuten, Amtsdienern, Schaffnern, Aufwärterinnen genossen mit wahrer Gier das ihnen Verbotene, das Tagesleben. Durch einen Todesfall beurlaubt, trieben sie sich selig in den Straßen herum und fuhren, bewegungstoll, mit der elektrischen Bahn sinnlos von einem Ende der Stadt zum andern.

Selbst Ludmilla wurde, trotz ihres Schauspielers, von dem allgemeinen Eifer mitgerissen. Sie nähte, änderte, gustierte wie alle andern. Und daß sie im schlanken Schwarz trauernder Bürgermädchen die Hübscheste sein würde, das bezweifelte nicht einmal Ilonka in ihrem Herzen.

Für die Aufbahrung war der Große Salon bestimmt. Wenn man auch keine Gäste erwarten durfte, so gehörte es sich doch, daß irgendwo für alle Fälle ein kleiner Imbiß und Getränk bereit stand. Dieser Zweck wurde dem Blauen Salon zugedacht.

Am nächsten Tag donnerten die Arbeiter mit ihren mächtigen Stiefeln über die schwächlichen Treppen und im Salon begann ein wildes Geschrei und Gehämmer.

Dieser Raum hatte Tageslicht nie gesehn, er zwinkerte unbehaglich wie ein halbblindes Nachttier, das man in seiner Höhle aufgestört hat. Ach wie klein, wie nichtig zeigte sich im nüchternen Scheine dieses Tier, das sich zu seiner Stunde so phantastisch zu dehnen wußte.

Die Geister aller Tänze, Lieder, Couplets, Witze und Zoten, die hier je erklungen waren, sträubten sich und jagten die Wände entlang. Es half ihnen nichts. Die Wände wurden schwarz ausgeschlagen, der Katafalk erhob sich langsam vom Boden, ein strapazierter Palmen- und Lorbeerhain wurde mit Hüh und Hott durch die Tür spediert. Ja selbst ein großes Kreuz hatte Edith, unbefugterweise, zu Häupten des Katafalks aufstellen lassen.

Die Entreprise des pompes funèbres machte ihrem guten Ruf alle Ehre. Doch steht es dahin, ob sie es war, welche jene Notiz in die Zeitung einrücken ließ, die einigen Lesern wegen der in ihr enthaltenen schicksalshaften Paradoxie aufgefallen ist:

„Gestern starb hier Herr Max Stein im achtundvierzigsten Lebensjahre. Das Leichenbegängnis findet vom Trauerhause Gamsgasse 5 aus statt."

Alles ging in bester Ordnung seines Weges. Ein einziger Umstand nur machte sich störend bemerkbar: Der charakteristische Geruch im Hausflur, jener Geruch von heißem Badewasser, in das man Parfum geschüttet hat, von Seifenschaum, Vaseline, Hautcreme,

Schminke, Schweiß, Alkohol und scharfgewürzten Speisen war durch kein Mittel zu vertreiben. Die Damen verbrannten stundenlang Weihrauch im Flur, aber der Geruch wurde dadurch — man kann es gar nicht anders bezeichnen — nur noch unanständiger.

VIII

Es gehört zu den Unwahrscheinlichkeiten, die man dem Leben gern, den Autoren ungern verzeiht, daß Herr Präsident Morè, gewiß der genaueste Zeitungsleser der Stadt, jene paradoxe Todesfallsnotiz übersehn hatte. Eine gewisse Erklärung für die Unwahrscheinlichkeit liegt freilich in dem Umstand, daß in jenen Tagen des Hangens und Bangens alle Blätter voll der entscheidendsten Nachrichten waren, und daß in jeder Zeile Krieg und Frieden, das Schicksal der Welt auf dem Spiele stand.

Herr Morè hatte in tiefen Gedanken sein Kaffeehaus verlassen. Patriotische Wallungen bewegten sein Gemüt und vor seinem geistigen Auge wogte Krieg. Morès Krieg war ein sehr zurückgebliebener Krieg. Er zeigte nicht die „moderne Leere des Schlachtfelds", keine betonierten Schützengräben, Fliegergeschwader und Gasangriffe, er war ein stürmisches Gemälde voll Lustigkeit und Kavallerie. Herrliche Denkmalspferde bäumten sich zum Himmel, Granaten platzten rot, grün, gelb und blau, gleich kostbaren Feuerwerkskörpern, Verwundete griffen sich ans Herz wie Sänger bei hohen Tönen.

Die Weltkatastrophe so farbenbunt vorträumend, überquerte der Präsident den Obstmarkt und schritt an

der Front der Universität entlang die Eisengasse hinab, als er rechterhand auf dem Kleinen Platz einen zweispännigen Fourgon dritter Klasse und drei Trauerlandauer warten sah. Er überlegte sogleich, wer hier gestorben sein könnte, — dies zu wissen gehörte ja zu seinem Beruf, — und ging mit Eifer die bekannteren Firmen und Familien durch, die in der Gegend ihren Wohnsitz hatten. Er verwunderte sich selber, daß ihm ein Todesfall entgangen sein konnte. Zugleich aber — da er wußte, wo er sich befand — wandelte ihn eine Lust an, der er in früheren Jahren manchmal nachgegeben hatte.

Herr Doktor Schleißner mochte sich immerhin einbilden, daß er es sei, dem der Präsident die Kenntnis „dieser heiligen Hallen" zu verdanken habe. Morès Art war es nicht, die Nacht zum Tage zu machen und sich vor allen Leuten bloßzustellen. Gott, ein einziges Mal mochte es hingehn!

Er aber kannte das Haus in der Gamsgasse längst und zu besseren Stunden als in denen des Pöbels. Als jüngerer Mensch war er hier öfter insgeheim um die Nachmittagszeit eingekehrt und hatte immer ein befriedigendes Vergnügen gefunden. Seine Handlungsweise erschien ihm nicht nur diskreter, sondern auch sittlicher und vor allem hygienischer, als die der Allgemeinheit.

Der Präsident blieb stehn. Erschüttert fühlte er in diesem Augenblick den Anbruch eines neuen Zeitalters.

Doppelten Wesens war es. Ernst auf der einen Seite wie eine leichenbitterische Suite bärtiger Herren mit Zylinder und Kaiserrock, schneidig auf der andern Seite und frisch-fröhlich landsknechthaft. Morès Phantasie stellte in der Tat Landsknechte hin und beschwor Vorstellungen aus der einschlägigen Literatur wie: Troßweibel, Würfelspiel und Lagerdirnen.

Morè sah den Leichenwagen an, dachte der schweren Zeit einerseits und der Sittenlockerung andererseits, die in der Luft lag und beschloß, da er für die nächsten Stunden nichts vorhatte, seinen Wünschen heute nicht im Wege zu stehn. An dem wartenden Fourgon vorbei, dessen Rappen schwarz-nickende Federn auf dem Kopfe trugen, trat er, selber nickenden Schrittes, in die schmale Gasse.

Er fand die sonst so streng verschlossene und dichtverhängte Tür weit geöffnet . . .

Indessen war im Hause alles zur Abschiedsfeier bereit. Der Sarg stand auf dem Katafalk, von ein paar losen Blumen und einem dürftigen Kranz bedeckt, denn zu reicherem Schmuck reichte die von Edith so edelmütig auf die Seite gebrachte Summe nicht mehr hin.

Wegen des Sarges hatte es übrigens zwischen der Entreprise des pompes funèbres und Fräulein Edith eine Unstimmigkeit gegeben. Er war nichts als eine einfach rohe Holzkiste, wie sie die jüdische Satzung den Toten vorschreibt. Gott selber spricht ja durch die Schrift: „Staub

bist du und Staub sollst du werden!" Jeder Schmuck, jede Verschönerung dieses gottgewollten Prozesses ist daher unfromm und blasphemisch. Die Wirtschafterin jedoch war durchaus anderer Ansicht. Ein Sarg muß schön und großartig sein, mit Silber beschlagen, mit Emblemen geziert, und auch ein weißer Spitzenvorstoß darf nicht fehlen. Schweres Geld hatte sie bezahlen müssen, damit solch eine Holzkiste geliefert werde. „Echt jüdisch", rief sie, wäre das. Selbst die Religion diene dazu, einen „Rebbach" zu machen und die Kunden übers Ohr zu haun. Es hielt sehr schwer, die Erregte davon zu überzeugen, daß die Erde des israelitischen Friedhofs nur einen vorschriftsmäßigen Sarg in sich aufnehmen dürfe.

Die Damen in ihrer ärmlich improvisierten und zugleich aufgedonnerten Trauer hatten sich versammelt. Einige kleine Leute aus der Nachbarschaft waren auch gekommen, sogleich aber auf betrübten Zehenspitzen in den Blauen Salon geschlichen, wo man sich gratis mit Likör und Topfenkuchen bedienen konnte. Dort machte Herr Nejedli die Honneurs und mußte die Nachbarn, die Angestellten der Entreprise des pompes funèbres, sowie sich selbst nicht viel zum Essen und Trinken nötigen.

Leider war kein Gast, kein Sechser-Dragoner, kein Artillerist, Intellektueller, Nachtvogel, kein Schleißner, kein Peppler, kein Oskar, mit einem Wort kein staunen-

des Auge da, um den berühmten Großen Salon nicht wiederzuerkennen. Das Tanzparkett war zum größten Teil vom Katafalk in Anspruch genommen, die Glühbirnen glosten finster verhüllt, die Amoretten über den Spiegeln hatten schwarze Negligees angetan, ein Kreuz erhob sich zu Häupten des jüdischen Sarges, große Kirchenkerzen brannten, und eine besonders zahlreiche Familie stark gepuderter Kleinbürgerstöchter in Trauer weinte, weil es sich so gehörte, weil man den Verstorbenen gekannt hatte, weil das Leben traurig, weil der Tod erschütternd und eine seltene Festlichkeit freudebringend ist.

Während rote Nasen sich schneuzten und es ringsum schluchzte, hatte der Große Salon, dieser todesschwarze Raum, keine Vergangenheit. Und wiederum ging unbemerkt ein Augenblick vorüber, der gesättigt war von den erhabenen, den shakespeareschen Widersprüchen des Lebens.

Aber ewig konnte man nicht schluchzen, sich schneuzen und den Sarg bestarren. Etwas mußte jetzt geschehn, jemand mußte ein Wort sagen, dem Toten einen Abschiedsspruch zurufen. Edith wurde immer verlegener. Schmerzlich machte sich das Fehlen des Priesters fühlbar, der große Mangel ihrer Veranstaltung, der sie doch so entsagungsvoll eine runde Summe geopfert hatte. Sie war außer sich, denn wie sollte ohne Gott und heilige Handlung die Feier ihren Fortgang nehmen?

Alles war prächtig hergerichtet, jede Seele des erschütternden Abschieds gewärtig, und dennoch stand man schon zu lange umher, peinliche Fragen schienen die Luft zu verdicken; es war ein stiller Skandal. Edith zerbiß sich die Lippen, nichts Rettendes fiel ihr ein. Sie sandte verzweifelte Blicke umher . . .

Und, siehe, plötzlich fielen diese verzweifelten Blicke auf den Präsidenten Morè, der lang und schwarz in der Tür stand. Keiner der „Gäste" hatte sich eingefunden. Ihn aber führte sein warmes Herz und eine edle Denkungsart hierher. Edith pries die Weisheit des Schicksals und die Seele Morès.

Seine Erscheinung ragte wie erschaffen für den Trauerpomp; jetzt konnte nichts mehr geschehn, da dieser unvergleichliche Funktionär des Todes, dessen Name selbst an Mors erinnerte, aufgetreten war. Die Wirtschafterin fiel flüsternd über ihn her und binnen zehn Sekunden war die Situation gerettet.

Daß der Präsident der Spinoza-Gesellschaft, der Ordensmeister der „Söhne des Bundes" eine bedeutende Rednergabe besaß, und daß ein Grabsteinagent die Oratorik der Friedhöfe beherrschte, war selbstverständlich. Zu dieser Gabe trat (eine übliche Folge des Talents) die unbändige Sucht hinzu, bei allen Gelegenheiten, bei Eröffnung und Schließung von Sitzungen, Versammlungen, Kongressen, bei feierlichen und unfeierlichen Anlässen, bei Hochzeiten, Jubiläen,

Trauerkommersen und harmlosen Gastereien, überall, wo es anging und nicht anging — die unbändige Sucht, auch Reden halten zu wollen! So war Edith jetzt nicht minder erfreut über die Zusage des Präsidenten, als er über ihre Bitte.

Mit einem rasch-mißtrauischen Umblick erkundigte er sich darnach, ob nicht etwa ein Unbefugter, ein Journalist gar, hier Zutritt gefunden habe. Dann erst stellte sich Morè an den Katafalk, hob den Kopf, um der Inspiration zu lauschen und schloß die schmerzensvollen Augen.

Nun begann er seine Rede zu halten, die ebensosehr und ebensowenig für den Toten hier unterm Bahrtuch als für irgend einen andern Verstorbenen Geltung haben konnte. Es war aber, und einzig darauf kommt es an, eine sehr schöne Rede.

Der Präsident zitierte gleich eingangs Goethe und dessen Feststellung, daß der strebend bemühte Mensch erlöst werden könne. Der naheliegenden Gefahr, angesichts so vieler Bajaderen die „feurigen Arme der Unsterblichen" zu zitieren, welche „verlorene Kinder zum Himmel emporheben", entging Morè im letzten Augenblick und rettete sich in jene unbedenklichere Strophe, in welcher der Neuling die Huri am Paradiesestor auffordert, „ihn immer nur ohne Federlesen hereinzulassen, weil er ein Mensch gewesen sei". Die Zuhörer, vom unverstandenen Dichterwort angeschauert, er-

staunten nicht über des Präsidenten Zumutung, sich Herrn Maxl als strebendbemühten und schwertumgürteten Kämpfer vor der Paradiesespforte vorzustellen.

Vielleicht hat Herr Maxl allein sich über diese Vorstellung verwundert, wenn die Annahme einiger Geheimlehrer, daß die „Intelligenzen" der Toten ihre eigene Leichenfeier beobachten, zutreffend ist.

Aber nicht allein bei Goethe blieb es. Der Redner berief auch noch Spinoza, Lessing, Jesaja, Haeckel und führte so bei einem traurigen Anlaß die geistvollsten Männer der Welt in den Großen Salon der Gamsgasse ein.

Die Rede erreichte ihren Höhepunkt, als der Präsident sich mit männlich-herbem „Du" unmittelbar an den Toten wandte, den gewitterschwülen Ernst der Zukunft prophezeite, und in dem Abgeschiedenen das Sinnbild einer genußfrohen, heiteren und unbeschwerten Zeit pries, die nun auf der Bahre liege, um dahinzufahren für immer. Es sei bestimmt in Gottes Rat, daß man jetzt Abschied nehmen müsse von einem liebenswürdigen Menschen, und vielleicht, wer weiß, Abschied auch von der eigenen leichtbeschwingten Jugend ...

Bei dieser Stelle schlug das schwelende Schluchzen zur Flamme eines lauten Geheuls hoch. Ludmilla, von hoffnungsloser Liebe gepackt, schrie in ihr Taschentuch. Auch Oskar lag ja dort und wartete, noch heute begraben zu werden.

Ilonka zerschlug sich in plötzlicher und düsterer Raserei die Brust. Manja, die harte Totengräberstochter, wand sich vor Schmerz. Edith kniete in fassungsloser Tränenzerknirschung vor dem Katafalk. Nur Grete hing mit trockenen aber brennenden Augen an dem wortgewaltigen Munde des Sprechers.

Mit einem tröstlichen und weihevollen Ausklang schloß nun die Rede.

Die aus dem Schmerzenstraum erwachten Damen benahmen sich linkisch wie Schulkinder oder Dienstmägde, als einer jeden von ihnen der Herr Präsident mit strenger Beileidsmiene die Hand drückte.

Am schnellsten erholte sich Edith von ihrer Erschütterung. Sie genoß dankbar das Glück, diese Feier, die ja ihr Werk und Verdienst war, einen erhebenden Verlauf nehmen zu sehn. Nach solch einer aufwühlenden Ansprache aber war es die Musik allein, die noch etwas zu sagen hatte. Die Wirtschafterin drängte deshalb Herrn Nejedli energisch zum Klavier.

Es erwies sich aber, daß im Laufe der langen Jahre das Repertoire des ehemaligen „k. k. Titularwunderkindes Kaiser Ferdinands des Gütigen" bedenklich zusammengeschmolzen war. Tänze, Märsche, Schlager, ja, die saßen noch gut in den Fingern, aber man konnte doch unmöglich den Auszug eines Toten mit dem elektrisierenden „Einzug der Gladiatoren" feiern.

Sehr schlimm stand es um die ernste Musik. Herrn

Nejedlis Hände waren weder eines populären Chorals noch auch Chopins Trauermarsches mächtig. Alles in allem beschränkte sich sein gemütvolles Programm auf drei Nummern: „Lohengrins Brautzug", Arie aus: „Die Jüdin" und „Barcarole" aus „Hoffmanns Erzählungen".

Der Alte verwarf Lohengrin, ohne zu zaudern und entschloß sich zur Jüdin:

„Großer Gott, hör mein Flehn!
Hör mein Flehn, großer Gott!"

Niemand nahm Anstoß an der bewegten, fast lustigen Leidenschaftlichkeit dieses Allegros, und als Nejedli gar auf verbotenen Umwegen zur „Barcarole" hinüber modulierte, da sahen sich alle an, denn die Barkarole war ja Maxls Herzensmusik gewesen, bei der er immer „weinen mußte wie ein kleines Kind". — Sinniger, verklärter konnte die Totenfeier nicht enden, als mit diesen ewigen Klängen, die auf lichtbekränzten Barken über finstere Wasser gleiten:

„Süße Nacht, du Liebesnacht,
O stille mein Verlangen . . ."

Die Träger mit dem Sarg ächzten und polterten an der goldbronzierten Venus und am Trompeter von

Säkkingen vorbei über die kranke, hustende Treppe. Die Damen folgten. Aber nicht mehr Trauertöne, sondern Geflüster und leises Gelächter war zu vernehmen. Vorhin, ja, da hatten sie sich ausgeweint bis zur Tränenneige. Tränen, sie löschen den göttlichen Durst unserer Seele, und deshalb sind wir glücklich und satt, wenn wir geweint haben.

Die Damen waren glücklich und satt. Mehr noch, der freudige Stolz erfüllte sie, der aus allem Gelingen emporwächst.

IX

Die Firma Blum lieferte nicht nur im Aufbau des Pomps wahre Expreßarbeit, vielmehr noch bewährte sie sich in der Abrüstung ihrer Schleier, Bespannungen, Draperien und Podeste. Rasch besorgte sie den Szenenwechsel zwischen Tod und Leben, wie ein guter Bühnenmeister seine Verwandlungen.

In diesem Fall besonders war Eile dringende Forderung, denn am Abend schon sollte das Haus dem Vergnügen wieder offen stehn und kein Rest des Todes durfte sich drückend auf die Seele der Gäste senken.

Hier war Schnelligkeit wirklich Hexerei. Kaum hatte der Kondukt sich in Bewegung gesetzt, flogen alle Fenster auf, Geschrei und Hammerschlag erscholl von neuem, und der Große Salon, von seinen unnatürlichen Fesseln befreit, fand zu sich selber zurück. Auch der durch Weihrauch, Kerzenqualm und unnatürliche Ausdünstungen getrübte Hausgeruch dehnte sich, nun wieder er selbst geworden, im Flur. Als nach zwei Stunden die Trauernden in ihren Landauern vom Friedhof heimkehrten, lag kein sichtbarer Schatten mehr über den Räumen und sie waren die alten.

Mit einem leichten Fremdheitsgefühl durchschritten die Damen die alt-neuen Gemächer, denn jede Wohnstätte hat ihre Epochen und die Insassen fühlen es.

Zwischen heute und heute lag ein Abgrund, klaffte das Grab, darein man vor einer Stunde die nackte, ungehobelte Holzkiste versenkt hatte.

Präsident Morè war mit der Gesellschaft von der Beerdigung zurückgekehrt. Dort draußen in Olschan, wo er eine bekannte Persönlichkeit war, hatte er sich um seines Rufes willen ein wenig abseits gehalten, aber man konnte diese Zurückhaltung wohl als stille Bescheidenheit deuten.

Der Präsident genoß wegen seiner erschütternden Trauerrede unbegrenzte Hochachtung. Mit scheuer Verlegenheit sahen die Mädchen zu ihm empor. Und dann, er war der einzige von allen „Gästen", der ein menschliches Verhältnis zu ihnen und ihrem Leben gefunden hatte. Mit keiner anderen Absicht war er ja heute hierhergekommen, als dem Toten die Reverenz abzustatten und den Trauernden sein Beileid auszusprechen. Fräulein Edith wußte die erwiesene Ehre vollauf zu würdigen. Wahrhaftige Dankbarkeit in den Augen trat sie an Morè heran, hielt seine Hand zärtlich in der ihren und erklärte, daß sie nun wisse, wer von den Freunden des Hauses ein wirklicher Mensch und Mann von Herz sei.

Der Präsident zuckte trauervoll die Achseln und meinte, er kenne das Leben und wäre sich über den Lauf der Welt im klaren. Daß aber, wenn schon kein andrer, auch der Doktor Schleißner heute den Weg hier-

her nicht gefunden habe, das setze ihn doch in Erstaunen. Edith gab zu verstehn, daß ein Mann ein Mann bleibe und keinen andern Zweck verfolge als echt männliche Schweinerei. Der Präsident sei eine Ausnahme. Das hätte sie ihm gleich angespürt. Ihr könne man keinen Schwindel vormachen; sie habe nichts, aber die Menschenkenntnis sei auch kein schlechtes Kapital.

Da traten dem ernsten Biedermann Tränen in die Augen, weil das Schicksal ihm Gelegenheit gegeben hatte, sich tugendhafter zu bewähren, als diese Menschenkennerin es von der Mannheit im allgemeinen erwartete. Der wahre Grund seines Kommens war vergessen. Er begann zu glauben, daß die Humanität selbst, deren klassischen Meistern und Meisterwerken er rastlos diente, ihn heute hierhergeführt hatte.

Die Damen umstanden die düster-würdige Gestalt im Kreis wie einen Lehrer, lauschten ihren Worten, und die ortsgemäßen Phrasen und Bemerkungen, die tagelang schon geschwiegen hatten, auch jetzt noch wagten sie sich nicht hervor, obgleich Ilonka eine schier unüberwindliche Verlockung empfand, ein paar saftige Kernworte ihres Berufsjargons in die Unterhaltung zu werfen.

Der Große Salon, dessen Läden, wie es sich gehörte, geschlossen waren, lag wieder in seiner ihm eigentümlichen Beleuchtung und harrte mit rotem Plüsch, Marmortischen, Renaissancespiegeln und frisch gebohntem

Tanzparkett dem Lärm der Nacht entgegen. Nach und nach begannen die Mädchen trotz ihrer Trauerkleider den wiegenden Schritt des Abends zu proben, den sie drei Tage lang vermieden hatten.

Nur Ludmilla fehlte, die in einer Vorstadt zurückgeblieben war, um bei Verwandten Besuch zu machen.

Der Präsident, mit sich selber höchlich zufrieden, überlegte lange, ob er als solider Kaufmann in diesem Hause nicht auch seine Kundschaft sehn müsse. Er kam trotz gewisser moralischer Einwendungen zu dem Schluß, daß es als Zeichen beginnender Untüchtigkeit und geschäftlicher Schlaffheit zu deuten wäre, wenn er sich bei so günstigen Umständen einen Kunden entschlüpfen ließe. So gab er sich denn einen Ruck und begann, diesmal ohne jedes Pathos, aber dafür mit klingendem Herzton abermals zu sprechen.

„Kinder" — so etwa lautete seine Ansprache, wobei er Grete und Anita neben sich Platz nehmen ließ und einen Seufzer vorbrachte — „der Mensch stirbt und wir alle werden sterben. Wie dieses Sterben tut, das weiß keiner, und wer es weiß, Kinder, der weiß es auch nicht mehr. Gut! Damit muß man sich abfinden. Aber die Geschichte hat noch einen anderen Haken ..."

Seine Stimme klang nun wissensschwer und resigniert:

„So ein Grab, wenn es nicht gepflegt wird, ver-

fällt, und ich gebe mein Wort darauf, innerhalb weniger Monate ist es ein Misthaufen. Ich spreche aus Erfahrung."

Manja bestätigte das und Morè fuhr fort:

„Die Pflege eines Grabes aber, meine Damen, kostet Geld, so häßlich es ist, die Erinnerung kostet Geld. Wer gibt dieses Geld? Anständige und korrekte Hinterbliebene! Wenn aber ein Mensch niemanden hat, was dann?!"

Der Präsident schaute vielsagend von einer zur andern, ehe er sich anschickte, die Herzen zu treffen:

„Was dann?! Fragt euch selbst, ob ihr dereinst jemanden haben werdet!"

Das Argument saß. Wen würden sie dereinst haben?! Spital, Versorgungshaus, Anatomie und bestenfalls ein hartes Brot, so lautete des Märchens Ende, das man ihnen so oft erzählte. Der Präsident lächelte väterlich:

„Nun, Herr Max Stein hat wenigstens so herzensgute Mädchen, wie ihr es seid, zu Hinterbliebenen. Aber wohin werdet ihr im kommenden Jahr verschlagen sein? Ihr könnt es nicht wissen!"

Auch dieses Argument saß. Heute war man in der erstklassigen Gamsgasse beschäftigt und speiste mit silbernem Besteck. Aber die Jahre vergehn und nicht jede kann zur Wirtschafterin avancieren, Haupttreffer in der Lotterie und im Leben sind selten. Es hatte dutzend-

weise Manjas, Anitas, Ilonkas gegeben, die zu „Napoleon" zurücksanken und dann immer tiefer und tiefer in der Provinz verkamen.

Der Präsident wollte niemanden betrüben, plötzliche Erleuchtung zeigten jetzt seine Züge:

„Mir kommt eben ein guter Gedanke! Wie wäre es, wenn ihr unter euch eine kleine Sammlung veranstalten wolltet, um dem Toten ein Steinchen mit seinem Namen aufs Grab zu setzen. Ich spreche aus Erfahrung! So ein Marmor (es muß natürlich nicht gerade Marmor sein, auch Sandstein zum Beispiel macht sich recht gut), aber Marmor vor allem erhält ein Grab in alle Ewigkeit jung. Selbstverständlich geschmackvollste Ausführung, keine Bildhauerarbeit, einfache goldene Schrift! Wer dann in vielen Jahren vorübergeht, liest: „Max Stein", sagt Aha und erinnert sich. — Was meint ihr? Wollen wir nicht eine kleine Kollekte eröffnen? Das heißt, nur wenn es euch wirklich einleuchtet. Denn mir selbst kann es ja gleich sein. Ich denke aber an alles und habe zufällig einen Preiskurant mitgebracht. Von dreihundert Kronen aufwärts erhält man schon ganz passable Denkmäler . . "

Vom Herzen der Damen war der Druck dieser letzten Tage noch nicht gewichen. Noch fühlten sie sich auf dem Parkett des Großen Salons nicht zu Hause. Das Bild des Friedhofs stand vor ihren Augen. Die

Frage: „Wen werdet ihr haben?" wohnte noch in ihrem Ohr. Gern hätten sie sich von dem Gedanken an das Schicksal losgekauft, das ihnen doch angstvoller drohte als andern Menschen. Und ist der Tod nicht jene Naturerscheinung, die in allen einfachen Völkern und Personen den Trieb anregt, Opfer darzubringen?

So waren die Worte Morès auf fruchtbaren Boden gefallen. Mehr oder weniger eifrig begab sich alles auf die Zimmer. Die Barschaften und Ersparnisse wurden gezählt und wieder gezählt. Je nach dem Maß von Großherzigkeit, Glauben, Geiz und Geberlaune fiel das dargebrachte Opfer aus.

Valeska, das eitelste und gutmütigste Herz von allen, kam, weil sie von der Kollekte schon beim Umkleiden betroffen worden war, oder nur weil sie das Bedürfnis hatte, sich in ihrer Pracht zu zeigen, kurz, sie kam splitternackt herunter, um die fünfundzwanzig Kronen ihres Tributes an den Tod dem Geschäftsvertreter des Todes persönlich einzuhändigen. Und wunderbar! Als in dem noch immer verstimmten Düster des Großen Salons plötzlich die freudige Fleischfarbe dieses Frauenleibes aufblühte, schien er das erstemal nach Maxls Tod wirklich zu sich kommen zu wollen. Der erschöpfte Raum lächelte matt und holte zögernd Atem wie ein Kranker, dessen Zustand sich dem Leben zuwendet. Valeska aber drehte sich berauscht um

ihre eigene ansehnliche Achse. Es war ein traulicher, ja anheimelnder Augenblick.

In der nächsten Viertelstunde hatte Präsident Morè die meisten Mädchen mit ihren bürgerlichen Namen und mit angemessenen Beträgen in eine Spendenliste eingetragen. Nur Fräulein Edith, die das Ihre getan, und Manja, die Eingeweihte, die den Schwindel kannte, versagten ihre Teilnahme.

Der Grabsteinagent konnte die schöne Ordre in sein Taschenbuch eintragen und auch er tat — gerührt über sich selbst — ein Übriges, indem er seine Provision von den üblichen fünfzehn auf sieben und ein halbes Prozent herabminderte.

Die Ankleidezeit und mit ihr der Figaro waren gekommen. Die gewohnte Erregung fuhr in die Damen. Man drängte schreiend über die Stiegen ins Stockwerk der Garderoben. Mächtig erklang Ilonkas Lieblings-Kraftwort, das sie nun aus befreiter Brust hervorjubelte.

Grete allein blieb neben dem Präsidenten im Salon sitzen. Sie griff nach seiner Hand.

„Also! Ein großes Loch! Da wird man hineingeschüttet! Dreck und fertig!"

Der Vorsitzende der Spinoza-Gesellschaft wehrte, ohne seine Weltanschauung deutlicher preiszugeben, kurz ab:

„Das ist nicht das Wesentliche!"

Grete erstaunte:

„Sag' mal, Präses, du glaubst doch nicht an den Himmel wie Edith?"

Der Präsident begnügte sich, mit Doktor Faust zu bemerken:

„Und sehe, daß wir nichts wissen können."

Grete aber war noch nicht am Ende ihrer Metaphysik angelangt. Sie sah Morè scharf an und betonte jedes Wort:

„Wenn es möglich ist, daß wir in den Himmel kommen, warum regnet's dann immer, wenn einer begraben wird?"

Sie triumphierte. Aber der Präsident entkräftete ihren feinen Syllogismus durch trockene Berufserfahrung:

„Ich habe in meiner Praxis auch schöne Begräbnistage erlebt."

Grete fragte plötzlich:

„Du Präses! Was hat Spinoza gesagt?"

„Der hat vieles gesagt, mein Kind!"

„Hat das Spinoza geschrieben: „Sör, geben Sie Gedankenfreiheit!?"

„Nein, das ist von Schiller. Aber Spinoza hat genau so gedacht. Er sagt zum Beispiel: Glückseligkeit ist Tugend, nicht ihr Lohn!"

„Glückseligkeit ist nicht ihr Lohn! Meiner auch nicht! Das ist gottvoll, Präses . . ."

Grete gluckste vor Erschütterung über Morès Zitatenschatz.

Sie bekam eine sehr innige Stimme:

„Spinoza, das ist ein Spanier, was? Ich hab auch einmal einen Spanier gehabt . . . Nein, zwei!"

Der Präsident belehrte:

„Spinoza war ein Holländer."

Grete machte ein angeekeltes Gesicht:

„Holländer! Pfui Teufel! Ich kann die Holländer nicht ausstehn. In Hamburg, weißt du, da waren damals viele Holländer . . ."

Der Präsident, dessen Gedanken sorgenvoll bei der Politik weilten, schnitt dieses Bekenntnis kurz ab:

„Sie werden voraussichtlich neutral bleiben."

Jetzt drückte sich Grete dicht an den Mann:

„Du Präses! Weißt du eigentlich, daß ich auf dich fliege? Ich fliege viel mehr auf dich als auf den Schleißner! Wie kann man Schleißner heißen? Der hat wohl viel Geld für das „L" in seinem Namen zahlen müssen? Was? Das war großartig fein von dir, daß du heut gekommen bist, Präses!"

Der Präsident lächelte herablassend und fuhr bedächtig mit seiner großen behaarten Hand Gretes lange Beine hin. Sie seufzte an seiner Brust:

„Du sollst mein Geliebter sein und darfst mir kein Geld geben."

Da aber kannte sie den Präsidenten schlecht.

Er erhob sich zu seiner vollen Höhe und erklärte, er sei ein Gast wie jeder andere und verzichte darauf, eine Ausnahme zu machen. Gern wolle er sich jetzt mit ihr aufs Zimmer begeben. Geschenke aber nehme er nicht an. Wie käme sie dazu und wie käme er dazu. Ordnung müsse sein!

Das Paar verschwand.

Zu gleicher Zeit erhielt Edith von Ludmilla die Botschaft, daß sie nicht mehr in die Gamsgasse zurückkehren werde.

X

Hier müssen diese kurzen und flüchtigen Aufzeichnungen notgedrungen enden, denn die Geschichte des altehrwürdigen Hauses in der Gamsgasse endet hier. Eine unbeträchtliche Chronik „letzter Tage" umschließen unsere Blätter, wenn man, ohne jede geschichtliche Schwärmerei, nüchternen Sinnes annimmt, daß dieses berühmte Haus nach der Schlacht auf dem Weißen Berge etwa gegründet worden ist. Die glanzvolle Vermutung, daß schon dreihundert Jahre früher Kaiser Karl der Vierte von Luxemburg sein Schöpfer gewesen sei, gehört wohl nur in das Reich der Sage. Aber dies ist ja das Wesen des Ruhmes; auch die Taten und Leistungen unbekannter Männer schreibt er dem strahlenden Namen zu. Warum soll Karl, der große Städtebauer, dem wir die Neustadt, die Universität und alte Brücke verdanken, nicht auch den Grundstein zum Großen Salon der Gamsgasse gelegt haben?

Gewaltige Epochen jedenfalls und ein riesiges Lebensalter waren ihm beschieden zwischen dem dreißigjährigen und dem Weltkrieg. Diese großartige Lebensdauer hätte ein romantischeres Ende verdient, als in der Person eines dekadenten, halbschwachsinnigen „Letzten" auszulöschen. Aber gehen die mächtigen Reiche der Welt denn effektvoller unter? Sie glauben zu bestehen,

sie führen Krieg, und eh sie noch wissen wie, sind sie aufgelöst und als Beute verteilt.

In dem paradoxen Augenblick, wo Herr Maxl im Großen Salon auf der Bahre lag, hatte sich das Schicksal des Etablissements erfüllt, mochte es sich auch bis zum Umsturz noch hinschleppen. Die Erben taugten nichts. Das beweist zur Genüge der Umstand, daß Fräulein Edith, die frömmste und umsichtigste aller Wirtschafterinnen, schon in den ersten Tagen des neuen Regimes ihre Kündigung einbrachte. Diese Kündigung und die Sittenstrenge der neuen Staatsmänner gaben der Unternehmung den Rest.

Das Haus steht noch. Aber der Lederhandel der Umgebung hat es erobert und selbst der eigenartige, einst unüberwindliche Duft des Vorraums soll, sicherem Vernehmen nach, vom Juchtengeruch völlig vertilgt worden sein.

Im übrigen ist jeder Tod ein höherer Wahrspruch, und nichts stirbt, dessen Zeit nicht gekommen ist. Wenn man heute, nächtlicherweile, durch die von Lichtreklamen durchgellten Straßen geht, liest man an jeder Ecke die Aufschriften von Lokalen, welche der Freude nicht, aber dem Tanze geweiht sind. Das Saxophon des Negers quäkt. Durch die grellen Portale gehn wirkliche Damen aus und ein, und ihre herrlichen und freien Beine locken deutlicher als es einst selbst in der Gamsgasse die Regel war.

Vergrämt, durch eine ungebuchte und schier unendliche Neben-Buhlschaft ums Brot gebracht, zieht müde die Straßendirne über den verlassenen Strich. Wer weiß, ob es überhaupt noch öffentliche Häuser gibt? So kann vielleicht unserer Schilderung, wenn kein anderer, doch ein historischer Wert zugesprochen werden.

Nach den unwichtigen Schicksalen höchst unwichtiger Personen wird sich niemand erkundigen. Sie hatten ja auf diesem Bilde nur die Rolle der Staffage inne. Auch würde die Erkundigung den Gefragten in Verlegenheit setzen. Natürlich wird er sofort herausplatzen:

„Wissen Sie, daß Oskar ein ganz Prominenter geworden ist und das schönste Landhaus in einer amerikanischen Filmstadt besitzt?"

Diese Frage aber geht verloren, da doch jeder Zuluneger Oskar von der Leinwand her kennt.

Hingegen sieht man Ludmilla mehrmals in der Woche an allen wichtigen Abenden in den Theatern der Stadt.

Sie ist nicht eigentlich dicker geworden, nur im Kampfe mit dem Doppelkinn scheint das Doppelkinn Sieger bleiben zu wollen. Man kann sie noch immer hübsch nennen. Ihre schlanken, klassischen Beine feiern, von der Mode begünstigt, auf der Straße alltäglich Triumphe.

Ihre alten Bekannten haben längst das Wagnis aufgegeben, sie zu grüßen. Sie dankt nur jenen Herren, die sie erkennt, und gerade ihre alten Bekannten erkennt sie nicht. Sie blickt ihnen mit angestrengten Kinderaugen in die Gesichter, an die sie sich — sie mögen noch so wissend lächeln oder schmeicheln — beim besten Willen nicht erinnern kann.

Auch Oskar, der sich auf einer europäischen Triumphreise befindet, erging es jüngst nicht anders. Die angestrengten Kinderaugen erkannten ihn nicht, und nichts anderes bekam er in diesen Augen zu lesen, als die gelangweilte Verwunderung einer Weltdame über zudringliche Blicke. Er aber blieb eine ganze Weile verstört und sprach nichts, was wieder einmal beweist, daß der Mann eitler ist als das Weib.

Wer wollte Ludmilla ihr schlechtes Gedächtnis vorwerfen? Mit Blut hat der Krieg noch ganz andere Erinnerungen weggeschwemmt. Auch ist sie längst schon die Frau eines einflußreichen Abgeordneten der Republik. Der Zufall wollte es, daß er in den enthusiastischen Tagen des Umsturzes ein Glied jener parlamentarischen Kommission war, die unter dem Vorsitz einer bekannten Frauenrechtlerin die „kasernierte Prostitution" zu Falle brachte und mithin auch das Schicksal des Großen Salons entschied. Frau Ludmillas Gatte gilt als Idealist, er war bisher in keinen

der zahlreichen Korruptions-Skandale verwickelt, und ist, wie man hört, eine große politische Hoffnung. Nun, ihr und dem Staate wäre es aufrichtig zu wünschen, daß er bei Bildung des nächsten Kabinetts Minister würde.

FRANZ WERFEL

Gedichte

Dieser Band eröffnet die Reihe der Gesammelten Werke Werfels in Einzelausgaben, die ein Standardwerk der neueren Dichtung darstellen und eine ihrer Bedeutung in jeder Hinsicht würdige Ausstattung erfahren. Der erste Band enthält die vom Dichter selbst getroffene Auswahl aus seinem bisherigen lyrischen Schaffen, außerdem noch sechzig unveröffentlichte Gedichte aus der letzten Zeit.

Verdi

ROMAN DER OPER

55. Tausend

Von allen Büchern, die ich in letzter Zeit über Musik las, ist der Verdi-Roman Werfels das musikalischeste, weil es kein Buch über Musik, sondern in Musik ist. Hier liegen Bekenntnisse eines Künstlertums. (Oskar Bie)

Werfels Verdi-Roman ist eine Tat. Wohl das Beste, was in den letzten Jahrzehnten an historischen Romanen erschienen ist.
(Der Bund, Bern)

PAUL ZSOLNAY VERLAG

FRANZ WERFEL

Paulus unter den Juden

DRAMATISCHE LEGENDE

15. Tausend

Im „Paulus" ist kein unklares Wort, kein Klang um des Klanges willen. Man lernt den letzten Sinn des Christentums tief verstehen. (Bernhard Diebold in der Frankfurter Zeitung)

Werfel hat mit dieser Legende ein theatralisches Werk geschaffen, das alle bezwingen muß. Kaum Erreichbares ist hier erreicht.

(Leipziger Tageblatt)

Juarez und Maximilian

DRAMATISCHE HISTORIE

15. Tausend

„Juarez und Maximilian" ist ein Geniewerk in der geistig zwingenden Gestalt und Zaubermacht der Vision.

(Dresdner Neueste Nachrichten)

Das Werk eines wahren Dichters, der mit seinen Gestalten so verwachsen ist, daß er sie alle liebt, daß er ihnen so echtes Empfinden gab, daß allen unsere Liebe und unser Mitleid gehören. — Franz Werfel hat mit „Juarez und Maximilian" eine neue Höhe seiner Kunst erreicht. (Berliner Börsenzeitung)

PAUL ZSOLNAY VERLAG

FRANZ WERFEL

Der Tod des Kleinbürgers

NOVELLE

10. Tausend

Bewegt scheide ich von dieser furchtlosen Novelle, in der es auf Leben und Tod geht. Werfel hat die Fabel mit einer großen Erzählungskunst gemeistert, die zu selten ist, als daß wir sie nicht bewundern müßten.

(Eduard Korrodi in der Neuen Zürcher Zeitung)

RICHARD SPECHT

Franz Werfel

VERSUCH EINER ZEITSPIEGELUNG

Diese große Biographie Franz Werfels ist ein richtiges Kompendium der ganzen Generation.

(Stefan Zweig)

GIUSEPPE VERDI

Briefe

Herausgegeben und eingeleitet von Franz Werfel. Übersetzt von Paul Stefan. Mit drei Bildnisbeigaben.

Diese Briefe geben ein grandioses Selbstporträt des großen Menschen und Musikers Verdi. (Vossische Zeitung)

PAUL ZSOLNAY VERLAG